

# Kaukasische Post

Erscheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop., auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop. vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop.; hinter denselben, d. h. im Anzeigenteil, 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Die Redaktion befindet sich Golowin-Prosp. № 12, Haus Widwani, im Hofe. — Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahmen von Bezugsgeldern u. An. eigen: Tiflis, in der Redaktion; — von Bezugsgeldern außerdem: Schröder, Auffermannsche Niederlage auf dem Sande. — B. Bobyleff am Alexanderparken. — in Wladikawkas: bei Frau Seidel, Apothekenwarenhandlung. — in Noworossysk: in der Buchhandlung „Djelo“, Serebriatowstrasse, im Andrejewskien Hause. — in Nikolajewka bei Chassaw-Aurt: Gebr. F. W. S., Buchhandlung. in Chassaw-Aurt: T. Wolzke. — Anapa: S. Buch. — in Riga: Buchhandlung C. Bruhns. — Elisabethopol: G. Althausen.

Anzeigen von Privatpersonen, Firmen und Anstalten, von allen Orten des Auslandes oder des Russischen Reiches mit Ausnahme des Kantaus, welche dort anfällig sind oder ihre Kontore oder Verwaltungen haben, werden ausschließlich entgegengenommen im Zentralamtengebäude des Handelshauses L. & C. Mehl & Co. in Moskau, Masniktaja, Haus Etem, und in seinen Filialen: in St. Petersburg, Morstaja 11., Warschau, Krakauer Vorstadt 53, Paris, Place de la Bourse 8., Berlin, Kasanenstraße 72/73.

Nr. 5.

Sonntag, den 15. (28.) Juli 1907.

2. Jahrgang.

Inhalt: 1) 100 Jahre konstitutioneller Bestrebungen in Rußland 1805—1905; 2) Politische Rundschau (In- und Ausland); 3) Nachrichten aus dem Kaukasus; 4) Aus den Kolonien; 5) Das Deutschtum in der Türkei; 6) Landwirtschaft und Gartenbau; 7) Küche und Haus, Erziehung und Gesundheitspflege; 8) Literatur und Kunst: Wäldenbruch: Mein Onkel aus Pommern; Meisterindrücke; 9) Tifliser Plauderei; 10) Vermischtes; 11) Kirchliche Nachrichten; 12) Lustige Gese.

## Zum Redaktionsjahreswechsel.

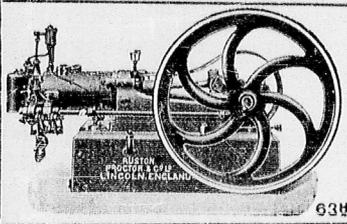
Mit Beginn des neuen Redaktionsjahres entbieten wir allen unseren verehrlichen Lesern und Mitarbeitern unsere besten Wünsche und danken für ihr bisheriges Interesse an unseren Bestrebungen. Wir möchten jedoch zugleich die Bitte wiederholen, uns auch künftighin tatkräftig unterstützen zu wollen. Dies kann in mancherlei Weise geschehen. Wir sind dankbar für jeden Wink, der uns zuteil wird. — Wir erlauben uns daher, an alle, welche ein Interesse an der „Kauk. Post“ haben, das höfliche Ersuchen zu richten, uns mitzuteilen, ob Inhalt und Ausstattung unserer Zeitschrift zusagt oder gegebenenfalls, was daran auszufehen ist. Ferner bitten wir um Aufgabe von Adressen aus Fremden- und Bekanntenkreisen, denen die Zuendung einer Probenummer vielleicht erwünscht sein könnte.

Für die dadurch gewährte Unterstützung sagt im vor- aus verbindlichsten Dank:

Das Redaktionskomitee  
der „Kaukasischen Post.“

Die Bezugsbedingungen sind am Kopse der Zeitung angegeben. Bis zum Schlusse dieses Jahres, d. h. bis zum 1. Januar 1908, beträgt das Abonnement 2.50 (für Tiflis), bzw. 3 Rubl. (mit Zustellung durch die Post.)

# STUCKEN & K<sup>o</sup>



# Baku

## Grosses Lager von

Petroleum-Motoren „RUSTON“.  
Dampfmaschinen, Dampfkesseln,  
Dreschmaschinen, Locomobilen,  
Strassen-Locomotiven & Dampfpflügen,  
Bewässerungspumpen,  
Baumwoll-Reinigungs-Maschinen,  
Oel-, Heu- & Baumwollpressen,  
Mühlen, Sägemühlen,  
Reis-Reinigungs-Maschinen  
„ENGELBERG“.

Vertreter für Transkaukasien T. Goldstein, Tiflis,  
Elisabethstraße, 1. 54—27

## 100 Jahre konstitutioneller Bestrebungen in Rußland 1805—1905.

Von Dr. Alfred von Hedenström. \*)

Am März des Jahres 1805 lag der Entwurf einer Konstitution für Rußland auf dem Schreibtisch Alexanders I. Verfaßt war er im offiziellen Auftrage des Kaisers von Gustav Baron Rosenkämpf aus Livland, zuerst Advokat in Riga, dann Sekretär der Gesetzkommission im Justizministerium. Es gab damals wohl keinen Mann in Rußland, der mehr als der Kaiser selbst von der Notwendigkeit einer Erneuerung des Reiches überzeugt war. Seit seiner Thronbesteigung hatte er sich mit Zenerieifer auf das Reformwerk gestürzt. Die obersten Regierungsinstitutionen waren bereits grundlegend geändert worden, viele andere Jugendentwürfe harrten aber noch der Verwirklichung. Die Aufhebung der Leibeigenschaft und eine Verfassung, so wollte es Alexander I., sollten das bezogmene Werk krönen.

Das Verfassungsprojekt lag vor ihm, harrend der Unterschrift. War Rußland schon reif für eine Konstitution? Darüber hatte am 18. März 1805 einer der Vertrauten Alexanders I., Dr. Parrot, Rektor der Universität Dorpat, ein längeres Gespräch mit dem Monarchen. Zehn Tage darauf referierte Parrot in einem Briefe an den Kaiser seine Auffassung: „Ich bin überzeugt, daß Rußland erst nach 100 Jahren eine Verfassung erhalten werde.“ Diese Prophezeiung sollte in Erfüllung gehen. War es Parrots Stimme allein, die Kaiser Alexander abhielt, den Kubiton zu überschreiten? Nicht so einfach und bequem wie in Slowatskis Leitfaden oder in sozialdemokratischen Traktätschen vollzieht sich der Stempel zwischen Ursache und Wirkung geschichtlicher Ereignisse. Kaiser Alexander hat das Werk Rosenkämpfs nicht mit seiner Unterschrift aus dem Winterpalais in das Volk gehen lassen, weil bei Boulogne sich französische Meeresmassen sammelten. Nebel und Südwind, rannte man sich besorgt in London zu, könnten vielleicht doch, trotz Überlegenheit der britischen Marine, eine Landung französischer Truppen in England ermöglichen. Und dann wehe England! Man verfügte jedoch in London über eine zweite Waffe, die billiger und wirkungsvoller als die Kanonen englischer Kriegsschiffe, es immer vermocht hat, eine Landung fremder Meere auf der Insel zu verhindern und die britische Weltmacht über den Erdkreis zu verbreiten—die englische Diplomatie. Ihr wurde die schwierige Aufgabe zuteil, die bei Boulogne konzentrierten Regimenter ostwärts zu lenken. Sie hat diese Aufgabe glänzend gelöst. In Petersburg verstand sie es, Alexanders Ehrgeiz für die auswärtige Politik zu entflammen, die ihn dann auch bis an sein Lebensende in ihrem faszinierenden Banne halten sollte. Sie verstand es, auch der auswärtigen Politik Rußlands die Richtung zu geben, die den augenblicklichen Interessen Englands entsprach. Nicht gegen Preußen, wie es der Freund und Ratgeber Alexanders, Fürst Adam Czartoryski, wünschte, um Polen wiederherzustellen, marschierten die russischen Truppen, sondern gegen Frankreich im Bunde mit Österreich, um die drohende Landung an Englands Südküste zu verhindern. Das letztere wurde auch erreicht. Das zur Eroberung Londons bestimmte Heer schlug im Dezember 1805 die russisch-österreichische Armee bei Austerlitz in Mähren. Und in den folgenden Jahren kämpften russische Truppen in Polen und

Ostpreußen tapfer aber erfolglos gegen französische Revolution und Napoleons Feldherrngenie. — Die militärischen Misserfolge veranlaßten 1807 den Kaiser, wieder zur inneren Politik zurückzukehren, um hier friedliche Lorbeeren zu pflücken. Ein neuer Stern war unterdessen am bürokratischen Himmel Petersburgs aufgegangen, vor dessen Glanz die kleinen Lichter verblissen mußten—Michael Speranski, unzweifelhaft der bedeutendste Staatsmann Rußlands im 19. Jahrhundert. Wieder begann eine eifrige Reformtätigkeit, eine Reinigung des bürokratischen Angiastalles, die unter den davon Betroffenen große Entrüstung erregte. Und wieder sollte, so wollte es der Kaiser, das Werk der Erneuerung Rußlands durch eine Konstitution gekrönt werden. 1808 begann Speranski auf kaiserlichen Befehl in Anlehnung an das Projekt von Rosenkämpf und die französische Konstitution vom Jahre 1799 die Ausarbeitung einer Verfassung. Im Oktober 1809 war das Werk vollendet und fand die Billigung und Bestätigung des Kaisers. 1810 sollte, was bisher im tiefsten Geheimnis geplant, der Welt verkündet und verwirklicht werden. Speranskis Verfassungsentwurf sah außer der Schaffung einer gesetzgebenden Reichsдума (Российская дума) noch Aufhebung der Leibeigenschaft, Selbstverwaltung bis nach unten, Schutz gegen administrative Willkür, Ministerverantwortlichkeit, Gleichheit aller vor dem Gesetz und viele andere schöne Paragraphen vor, die, wenn wirklich durchgeführt, Rußland einen Vorsprung vor manchen westeuropäischen Rechtsstaaten gewährt hätten. Das Jahr 1810 ging vorüber, ohne daß die Welt Kunde von den umfassenden Plänen Alexanders I. erhalten hätte. Der Monarch schwankte. Speranski, ein nur durch außergewöhnliche Fähigkeiten und immense Arbeitskraft emporgekommener Popensohn, der ebenso uneigennützig wie rücksichtslos bei der Durchführung seiner Reformen war, besaß etwas nicht, was in Petersburg immer sehr viel bedeutet hat, er hatte keine „Enjää“, keine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Hof- und Beamtenadel, dafür eine Legion von Neidern und Feinden. Die einzige Stütze, die er besaß, war der wankelmütige Herrscher. Um sich diese einzige Stütze dauernd zu bewahren, mußte Speranski nicht allein ein bedeutender Staatsmann, sondern auch ein gerissener Höfling sein. Und das war er nicht; er war dem Monarchen gegenüber oft offen und aufrichtig bis zur Unvorsichtigkeit.

1811 begann unter Leitung des Moskauer Generalgouverneurs Kostoptschin die geheime Minierarbeit, um den verhassten Emporkömmling und Reformler zu stürzen, der durch seine Neuerungen bereits so viele private Interessen verletzt hatte und in Zukunft durch Einführung der Konstitution und Aufhebung der Leibeigenschaft noch schädigen würde. Zum literarischen Wortführer der „wahren Patrioten“ machte Kostoptschin den Historiker Karamsin. In seiner Alexander überreichten Denkschrift: „Mit- und Reue Rußland“—kritisierte er aufs schärfste die liberalen Ideen Speranskis und suchte den Nachweis zu führen, daß Rußlands Heil und seine Macht allein gegründet seien auf die unbeschränkte monarchische Gewalt. Die Zeitereignisse waren den Plänen des Führers der „wahren Patrioten“ günstig; man stand am Vorabend des Entscheidungskampfes mit Frankreich. Speranski war ein Bewunderer französischer Einrichtungen. Aus dem Franzosenfreunde wurde er in der öffentlichen Meinung, die im geheimen von Kostoptschin gemacht wurde, ein Vaterlandsverräter. In Petersburg, in Moskau und

\*) Aus der „Mit. Rundschau.“



in der Provinz jubelte man laut auf, als im März 1812 die Nachricht kam, Sveranski sei seiner Würden entsetzt, verhaftet und verbannt. Man feierte dies Ereignis als den ersten Sieg über die Franzosen.

Es tana eine schwere und gleichzeitig eine große Zeit für Rußland. Moskau und Riga brannten zum größten Teile nieder, die feindliche Invasionsarmee entging aber mit knapper Not dem vollständigen Untergang. 1813 kämpften die russischen Truppen vor Leipzig, 1814 zogen sie in Paris ein. Aberak bildeten die Kosaken die Avantgarde der verbündeten Heere, wurden als Befreier begrüßt und legten mit den Grund zu dem Glauben an die Unüberwindlichkeit der russischen Waffen, der drei Menschenalter in Westeuropa in den breiten Volksmassen fest warzelte, bis der Name Mukden die Erinnerung an die Rolle Rußlands im Befreiungskampfe Europas verlöschen ließ. Stolz auf sich und sein Volk im Drama Napoleon, mit großen Entwürfen beschäftigt, kehrte Alexander 1815 heim. Zum dritten Male wollte er jetzt sein Jugendideal verwirklichen: Rußland sollte endgiltig vom Fluche der Leibeigenschaft befreit werden, das Reformwerk im Innern durch eine Konstitution einen würdigen Abschluß erhalten. Aber zwei Experimente im Kleinen sollten erst beweisen, daß Rußland reif sei für die Pläne seines Monarchen. Das autonome Polen erhielt eine Verfassung, und in den Ostseeprovinzen, wo der Adel gleich Alexander unter dem Einfluß der westeuropäischen Aufklärungsliteratur stand, wurde die Leibeigenschaft aufgehoben. Von den praktischen Ergebnissen dieser beiden Akte sollte ihre Übertragung auf das ganze Reich abhängig gemacht werden.

1818 erhielt der Jugendfreund Alexanders, Nowossilzew, den offiziellen Auftrag, eine Verfassung auszuarbeiten. Wurzelte die politische Bildung Rosenkamps in Deutschland, wo er studiert hatte, die von Sveranski in Frankreich, dessen Sprache und politischen Einrichtungen er in Rußland erlernt, so war Nowossilzew Anglizist, ein Bewunderer englischen Lebens, das er im diplomatischen Dienst in London kennen und schätzen gelernt hatte. 1819 hatte Nowossilzew den ihm vom Kaiser gegebenen Auftrag ausgeführt. Sein Entwurf, die „Росударственный Уставъ Империи Российской Империи“ unterscheidet sich in einem sehr wichtigen Punkte von den Projekten seiner Vorgänger: er trennt die allgemeine Reichsgesetzgebung, die ein Reichstag mit zwei Kammern in Moskau ausübt, von der örtlichen Legislative, die einzelnen Provinziallandtagen übertragen wird. Ferner sind die englischen Rechtsnormen für Schutz der Person und des Eigentums gegen Mißbrauch der Gewalt, dem Entwurfe einverleibt. Am Schlusse standen die Worte: „Gegeben in Unserem Winterpalais, in St. Petersburg“. Es fehlten bloß das Datum und die Unterschrift des Monarchen, der das Projekt bereits geprüft und gebilligt hatte. Die Unterschrift wurde aber nicht gegeben. 1820 erfolgte ganz unterwartet und plötzlich ein vollständiger Umschwung in den Anschauungen Alexanders I. und zwar nach den Ergebnissen der neuesten Forschung, infolge des Glases, den seine liberale Politik in Polen erlitt. Der Kaiser kam zur Überzeugung, daß schnöder Undank der Lohn für die Durchführung fortschrittlicher Prinzipien in Polen gewesen sei, und daß demgemäß die Übertragung dieser Prinzipien nach Rußland unmöglich geworden wäre. Es begann eine Periode finsterner Reaktion, die sich an den Namen eines der verhaftesten Staatsmänner Rußlands, an den des Grafen

Krassischejew, knüpft. Ihm allein überließ Alexander die Verwaltung des Rieseneiches, während er sich nur die geistige Leitung der auswärtigen Politik vorbehielt. Aber auch auf diesem Gebiete war es ihm nicht vergönnt, neue Vorbeeren zu pflanzen. Verbittert und vergämt starb er 1825 in Taanrog. Sein Lebenswerk entsprach nicht den Idealen seiner Jugend, nicht den Erwartungen, die man in Rußland in den Tagen seines europäischen Glanzes auf ihn gesetzt.

Die Reaktion, die 1820 einsetzte und deren Härte und Widersinnigkeit allein durch den Charakter Krassischejews und seinen absoluten Mangel an staatsmännischen Fähigkeiten sich erklären lassen, führte in Rußland zu denselben Folgen, die sie in allen anderen absolutistisch regierten Ländern gehabt hat, zur Revolution. Das Charakteristische der revolutionären Bewegung der 20er Jahre ist, daß sie aus edler Wurzel entsprang und unter anderen Lebensbedingungen auch edle Früchte gezeitigt hätte. Jedes Zeitalter hat bekanntlich seine besonderen sozialen und politischen Wundermittel. Die eine Generation setzt ihre Zuversicht auf Religion, eine zweite auf allgemeine Humanität, eine dritte auf geschriebene Konstitutionen, eine vierte auf allgemeines Stimmrecht, eine fünfte auf allgemeine und uniforme Volksbildung. Damals galten in ganz Europa und daher auch in Rußland geheime politische Verbindungen als dies Wundermittel. Die Ziele oder Wünsche, welche die russischen geheimen Gesellschaften bezielten, deren Glieder um allergrößten Teile adlige Offiziere waren, entsprachen im Großen und Ganzen dem politischen Programm Alexanders I. wie es ihm bis 1820 vorschwebte: Aufhebung der Leibeigenschaft, Konstitution, wirksame Bekämpfung der Willkür und Bestechlichkeit der Bureaucratie. Friedliche und revolutionäre Bestrebungen lagen dabei im Streite miteinander. Krassischejews System, das soviel Unheil über Rußland brachte, hat schließlich den Radikalen zum Siege verholfen, aus Reformlern Revolutionäre gemacht, die in dem gewaltsamen Umsturz der bestehenden Ordnung das einzige wirksame Mittel zur Besserung unerträglich gewordenen Zustände sahen. In den Konstitutionsentwürfen der beiden Führer, des liberalen Nikolai Turgenjew und des radikalen Paul Pestel, spiegeln sich die politischen und sozialen Ideen der Gegenwart wieder. Turgenjew, der seine Bildung in Deutschland genossen hatte und als Attaché des Freiherrn von Stein unter dessen Einfluß zu einem liberal gesinnten Staatsmann geworden war, glaubte das Heil seines Vaterlandes in einem Föderativstaat mit monarchischer Spitze zu sehen, mit einem Reichsparlament in Moskau, mit Landtagen in 15 autonomen Gebieten, unter Wahrung der Eigenart aller das Reich bewohnenden Völker. Paul Pestel dagegen war seiner politischen Überzeugung nach Republikaner und Zentralist. Sein Verfassungsprojekt, die „Настоящая Правда“, läßt keine ethnographische noch kulturelle Eigenart gelten. Alle Stämme müssen zu einem Volk zusammengeschweißt werden ohne Ansehen der Mittel. Auch Finnlands Staatsordnung soll zerstört und seine Bewohner russifiziert werden, dagegen Polen, das damals gleich Finnland in Personalunion mit Rußland verbunden war, vom Reiche abgetrennt und zu einem unabhängigen Staate gemacht werden. In der Agrarfrage soll gleichzeitig mit der Aufhebung der Leibeigenschaft die zwangsweise Nationalisierung des gesamten privaten Landbesitzes durchgeführt werden. Es ist dies dieselbe Forderung, welche 1905 und 1906 in der Reichs-



duma von den radikalen Parteien gestellt wurde. Trotz der bedeutenden politischen Gegensätze zwischen dem Nord- und Südbunde einigten sich beide auf einem Kongress in Petersburg im September 1825 auf ein gemeinsames Aktionsprogramm: bewaffneter Aufstand, Einsetzung einer provisorischen Regierung und Berufung einer konstituierenden Versammlung. Die für den Mai 1826 geplante Militärrevolte brach aber bekanntlich schon im Dezember 1825 infolge besonderer Umstände bei der Thronbesteigung Nikolais I. aus. Sowohl im Norden, am 14. Dezember auf dem Senatsplatz in Petersburg, als auch im Süden, im Gefecht bei Ustinowka am 3. Januar 1826, besiegten die regierungstreuen Truppen die „Defabristen“, über die ein furchtbares Strafgericht erging. Die konstitutionelle Bewegung in Rußland erlitt damit eine derartig vernichtende Niederlage, daß sie erst ein Menschenalter später wieder erstand.

(Fortsetzung folgt.)

## Politische Rundschau.

### Inland.

Die russisch-nationale Bewegung, welche sich allenthalben im Reich bemerkbar macht und deren Spitze gegen alles Fremdstämmige im Lande, unter anderem auch gegen die Deutschen, gewandt ist, hat die „Kreuz-Zeitung“ veranlaßt, an leitender Stelle sich folgendermaßen zu äußern: „Stutzig machen kann der starke russisch-nationale Ton, der schon bei Eröffnung der zweiten Duma von den Vertretern der Regierung angeschlagen wurde und jetzt noch festgehalten wird. Nationalgefühl ist gewiß etwas Wertvolles und kann Ausdruck eines berechtigten Kraftbewußtseins sein, aber es kann auch zum Herrbild werden, und Beispiele dafür bietet die Geschichte unserer Tage in genügender Zahl. Gewiß, der heutige russische Staat ist von den russischen Kaisern als Nachfolger der Moskauer Großfürsten begründet worden, und der großrussische Stamm hat daher einen gewissen Anspruch darauf, für den herrschenden zu gelten, aber die Regierung darf am wenigsten die Tatsache vergessen, daß kaum  $\frac{2}{3}$  der Bewohner des Reiches in seinem jetzigen Umfange diesem Stamme angehören und die übrigen  $\frac{1}{3}$  manches wertvolle Element enthalten, das von einer klugen Staatsleitung als solches zu pflegen und dem Ganzen dienlich zu machen ist. Gerade die alte Regierung war es, die entsprechend den Bestrebungen der „wahrhaft russischen Leute“ die Politik brutaler Unterdrückung aller übrigen Nationalitäten auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Das Ziel war die Herstellung der großrussischen Stammes- und griechisch-orthodoxen Glaubenseinheit, wodurch die in beiden liegende innere Kraft zu ungeahnter Entfaltung gebracht werden sollte. Daß diese Politik gründlich Mißrat gemacht hat, muß jeder einsehen. Nur die „wahrhaft russischen Leute“ tun es noch nicht. Das Ziel war unerreichbar, wie auch die Magyaren in Ungarn ihr Ziel gewiß nicht erreichen werden, denn die Geschichte kennt kein Beispiel dafür, daß ganze Volkstümer nur durch Sprachenzwang in ein anderes Volkstum hineingedrängt worden wären. Sie kennt nur freiwilliges Aufgeben der eigenen Nationalität entweder zugunsten höherer Kultur oder aus Gründen materiellen Vorteils. Die Wut, die sich nach einem Drucke von Jahrzehnten unter den „fremdstämmigen“ Untertanen des russischen Kaisers angesammelt hatte, hat sich allerdings, als die Revolution ausbrach und einige Ventile geöffnet wurden,

weil sie geöffnet werden mußten, oft genug in häßlicher Form geäußert, besonders bei den Juden, den Polen, den Deutschen, den Georgiern und den Armeniern. Wenn die Regierung im Gegenseite dazu ihren russischen Charakter betont, so ist das gewiß berechtigt, aber auf Grund böser Erfahrungen wird man den Verdacht nicht los, daß derartigen russisch-nationalen Tönen eine mangelhafte Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit zugrunde liegen kann. Diese Erkenntnis ist aber notwendig, wenn es besser werden soll. Der eine Minister Stolypin ist nicht imstande, Rußland zu reformieren, wenn die Tausende und Zehntausende von Mitarbeitern fehlen, ohne die es sich gar nicht lohnt, das große Werk in Angriff zu nehmen.

Es mag ja für einen russisch empfindenden Staatsmann bitter sein, sich einzugestehen, daß der großrussische Stamm bisher kaum genügend brauchbare Männer hervorgebracht hat, um im eigenen Gebiete die eigenen Geschäfte zu versehen, und daß er bisher nicht fähig gewesen ist, auch noch die 50 Millionen Nichtgroßrussen mit brauchbaren Beamten und Richtern zu versorgen. Wenn man das bisher nicht gekonnt hat, wo man durch harte Nationalisierungspolitik die eigenen Reihen immer mehr zu verstärken suchte, so wird es in Zukunft erst recht nicht gelingen, nachdem das Nationalgefühl der „Fremdstämmigen“ eben dank dieser Politik mächtig erstarkt ist. Das Mißverhältnis zwischen der zu lösenden Riesenaufgabe und den vorhandenen Kräften wird im Laufe des nächsten Jahrzehnts nur steigen, wenn auch in allen „Grenzmarken“ alle Arbeit nur von Männern russischer Abstammung geleistet werden soll, wenn man am starren Einheitsstaate festhält und jeden Gedanken an die bescheidenste „kulturelle Autonomie“ der nichtrussischen Nationalitäten weit von sich weist. Das Deutsche Reich ist ein lehrreiches Beispiel dafür, daß Einheit und Vielgestaltigkeit sich ganz gut mit einander vertragen können. Gewiß, der Kampf gegen den Umsturz hat bisher alle Kräfte der Regierung in Anspruch genommen, aber noch merkt man nirgends, daß man von der früheren Gesplogtheit ernsthaft Abstand zu nehmen entschlossen ist. Man hat sich noch nicht davon überzeugt, daß das russische Reich ein nationaler Einheitsstaat nicht ist und niemals werden kann. Sogar in der brennenden Schulfrage hat man nicht nur nicht den Polen, sondern nicht einmal den Deutschen, die in den Stürmen der Revolution fest geblieben waren, ein ernsthaftes Zugeständnis gemacht, sondern nach altbewährtem Rezept zwar einiges bewilligt, aber durch die beliebte bürokratische Hintertür trotz feierlicher Verheißungen die gute Hälfte des Bewilligten wieder illusorisch gemacht. In dem Gesegentworte, der die gegenseitigen Beziehungen der einzelnen Religionsgemeinschaften regeln und gleichzeitig die im Oktobermanifest verheißene Gewissensfreiheit zur Ausführung bringen sollte, war in einer für den Historiker bedenklichen Weise die bevorzugte Stellung der Staatskirche mit deren angeblichen Verdiensten um das russische Reich und russische Volkstum begründet. Davon, was sonst Gewissensfreiheit heißt, war nicht viel die Rede, sondern man hatte an der alten Einteilung festgehalten, daß es im russischen Reiche eigentlich nur zwei Religionsgemeinschaften gibt: die privilegierte griechische Staatskirche als russische Nationalreligion, und die große Menge der anderen Konfessionen und Religionen, denen man, weil es nun einmal versprochen war, widerwillig ein gewisses, streng verknäueltes Maß von Bewegungsfreiheit einräumen mußte. Man



wurde lebhaft an die „berühmten Erläuterungen“ erinnert, durch die ein provinzieller Verwaltungschef oder sogar ein Minister aus einem Allerhöchst vollzogenen Gesetze das gerade Gegenteil herausinterpretierte und den ihm unterstellten Behörden zu strenger Nachachtung einschärfte. Und einen Refkurs dagegen gab es in der Praxis nicht. Wir wollen die Beispiele nicht häufen, obgleich sich noch viele beibringen ließen. Der großrussische Stamm hat viele sympathische Züge, aber ein Organisations- und Dispositionstalent hat er bisher weder im Kriege noch im Frieden bewiesen, trotz reicher Gelegenheit, wie sie seit langer Zeit keinem anderen Volke in demselben Maße zu teil geworden ist. Was im nachpetrinischen Rußland Staatsordnung war, war nicht russisches Werk, sondern stammte von den „Fremdstämmigen“, besonders den Deutschen, während der Zug mittelloser Härte und grober Willkür, der der russischen Bureaucratie leider nur zu oft eigen war, wohl auf der Überlieferung des alten Moskau beruhte, das seinerseits wieder das Erbe der Tatarenhane von der goldenen Horde zu Sarai angetreten hatte. Der im 19. Jahrhundert erwachende russische Nationalismus machte gegen beide Faktoren in gleicher Weise Front, gegen den ersten bewußt, gegen den zweiten instinktiv, und die Regierung schloß sich nach einigem Widerstreben der mächtigen Strömung an. Man begann die Verwaltung zu nationalisieren, merzte den Einfluß der „Fremdstämmigen“ aus, erzielte dadurch allerdings eine zeitweilige Alleinherrschaft des russischen Geistes, aber mußte es gleichzeitig erleben, daß in die ganze Staatsmaschine ein Zug der Impotenz kam, der keine einzige Frage ordentlich anzufassen, geschweige denn zur Lösung zu bringen verstand. Die zwecklose altnostowittische Härte blieb mit ihrer Meisterschaft in der Anwendung bürokratischer böswilliger Schikane, und das Ergebnis konnte nur ein krampfhafter Ausbruch sein, als äußere Schläge den scheinbar stolzen Bau ins Wanken brachten. Jetzt sucht man nach einem Heilmittel. Das Heilmittel kam aber niemals in demselben russischen Geiste gefunden werden, dessen Orgien wir erlebt haben, und die nach dem laut ausgesprochenen Herzenswunsche der „wahrhaft russischen Leute“ fortgesetzt werden sollten, sondern nur in einer konservativ-konstitutionellen Politik, die diesen Namen wirklich verdient, einer Politik, die aufhört, die staatsverhaltenden Elemente vor den Kopf zu stoßen, weil sie gegen bürokratische Ausschreitungen mit Recht Front machen; einer Politik, die die Bundesgenossen hernimmt, wo sie sie herbekommen kann, unbekümmert darum, ob die Endsilbe im Namen des betreffenden Mannes „ow“ oder „in“ oder auch anders lautet; einer Politik, die den „Fremdstämmigen“ ihr Recht werden läßt. Von einer Ausschaltung des russischen Volkstums im russischen Reiche kann nicht die Rede sein, aber die Zeit ist zu ernst, um in russisch-nationalen Belleitaten zu machen. — Die „Duna-Ztg.“ bemerkt zu diesem Artikel, sie hätte ihm nichts hinzuzufügen. Wir schließen uns ihr an, denn die in demselben zum Ausdruck gelangten Erwägungen treffen den Nagel auf den Kopf: die bunte Mannigfaltigkeit soll bestehen bleiben, ungeachtet dessen, daß sie unter den einen großen Nemec zu bringen ist, welcher „Staat“ heißt. Die Glieder des Gesamtorganismus haben, jedes für sich, die ihnen von der Natur vorgeschriebenen Funktionen zu versehen, keines hat für Rechnung des anderen ein Übergewicht zu beanspruchen, nicht einmal der Kopf gegenüber dem Rumpfe.

Das Verfahren in den Kriegsgerichten ist durch eine unlängst erlassene Verordnung verkürzt worden, indem die Termine für die einzelnen Prozessabschnitte bis auf ein Mindestmaß beschränkt worden sind. Dadurch sind im Grunde genommen die Feldgerichte wieder hergestellt worden, nur daß die Formen derselben im gegebenen Falle in Fortfall gekommen sind, was mit Freuden zu begrüßen ist, da, wie wir schon früher ausgeführt haben, die Feldgerichte in Rußland nur als eine Verenglimpfung des Begriffs Rechtspflege zu betrachten waren. — Die Beschleunigung im Kriegsgerichtsverfahren wird natürlich durch den andauernden Terror bedingt, von dessen Brutalität und schreiender Ungerechtigkeit die Gesellschaft noch immer nicht ganz durchdrungen ist; zu viel wird noch heimlich applaudiert, wenn dem sog. „Freiheitshelden“ wieder irgendwo ein verwegenes Raub oder gar eine blutige Mordtat glücklicherweise ist. Erst muß die Gesellschaft ganz gesunden, soll überhaupt ein Ende des Terrors eintreten; kein noch so scharfes Kriegsrecht ist in stande, diesen zu bewältigen; um aber eine Änderung in der Stimmung der breiten Volksmassen herbeizuführen, dazu bedarf es eines ehrlieh gemeinten tüchtigen Reformwerkes, namentlich auf dem Gebiete des Schulunterrichts und der Anwendung der bestehenden Gesetze — nicht im Interesse der Macht haber, sondern zu Ruh und Frommen der Staatsbürger.

Nichts Erwähnenswertes hat sich sonst zugetragen, und wir können daher für dieses Mal unsere Rundschau mit dem frommen Wunsche schließen, es möchte doch ein jeder, ob hoch ob niedrig stehend, ob Regierung, ob Untertan, sich so recht seiner Pflichten dem Staate gegenüber bewußt werden, in welchem er lebt, denn nur, wenn wir jeder unseren Mann stellen werden, kann das Reformwerk in Rußland gelingen.

#### Ausland.

**Deutschland.** Bei den Wahlen zum bayerischen Landtag erregte es im Centrum ungeheures Aufsehen, daß ein katholischer Geistlicher namens Grandinger für die vereinigten Liberalen kandidierte. Die Zentrumspresse fuhr gegen diesen jedenfalls sehr unabhängigen Geistlichen das schwerste Geschütz auf, aber vergebens, denn Grandinger wurde gewählt. Jetzt muß es die Zentrumspresse sogar erleben, daß die sog. Grandingererei (Auslehnern der katholischen Geistlichen gegen die Zwangsherrschaft des Centrum) immer weitere Fortschritte macht. Es vergeht nämlich, besonders nach dem Württemb. Anz., kaum eine Woche, in der nicht ein katholischer Priester gegen den politischen Gewissenszwang, bezw. das starre Festhalten des Centrum an der geistlichen Schulaufsicht, öffentlich protestiert. Im Schwab. Merkur versichert einer dieser Geistlichen aus eigener Erfahrung, „daß bereits mehr als die Hälfte des katholischen Clerus“ die Befreiung von der geistlichen Schulaufsicht wie eine „Erlösung“ begrüßen würde; freilich würde diese Willensmeinung nur zum Ausdruck kommen „bei geheimer Abstimmung ohne Mißto für jetzt und später“. Man kann sich danach ungefähr ein Bild davon machen, wie schwer dieser politische Gewissenszwang, der den Fanatikern des Centrum immer noch nicht scharf genug gehandhabt wird, auf der Geistlichkeit lastet.

In einer der letzten Nummern der englischen illustrierten Ztg. „The Graphic“ veröffentlicht J. V. Bayford ein bemerkenswertes Interview mit dem deutschen Kolonialsekretär Dernburg. Herr Dernburg äußerte sich in dieser Unterredung wie folgt: Deutschland hat kein Verlangen nach neuen Kolonien;

es hat genug. Aber die, welche wir haben, beabsichtigen wir so zu entwickeln, daß sie sich mit der Zeit selbst unterhalten können und zu einem Faktor in der ökonomischen Fabrik des Reiches werden; daß sie unseren heimatischen Fabrikanten Rohmaterialien liefern und als Äquivalent deutsche Produkte konsumieren. Ich hege die besten Hoffnungen für die Zukunft unserer Kolonien, wenn sie auf geschäftlicher Basis geleitet werden. Herr Dernburg ließ sich ferner dahin aus, daß er die Leitung unserer Kolonien als ein kommerzielles Unternehmen betrachte. Der Boden und die Bewohner der Kolonien, desgleichen auch ihre Erzeugnisse, müssen zum Besten der kolonisierenden Nation verwendet werden. Als Gegenleistung sucht die Nation den moralischen und physischen Stand der Eingeborenen zu heben; in der Natur eines solchen Abkommens aber liegt es, daß wenn eine Kolonie gedeihen soll, das merkantile Element einen Teil der administrativen Leitung bilden muß. Die bürgerliche Bevölkerung der Kolonie muß notgedrungen über die militärische vorherrschen. Man muß auch darauf bedacht sein, alle der Bevölkerung schädlichen Einflüsse, wie die Einfuhr von Waffen, Alkohol usw. fernzuhalten und das Wohl der Schwarzen durch Einführung sanitärer Einrichtungen usw. zu unterstützen suchen. Jeder Versuch wird gemacht werden, die Eingeborenen zu kultivieren, aber man kann natürlich nicht im Handumdrehen einen afrikanischen Neger zu einem gebildeten Europäer umbilden. Wir beabsichtigen, in unseren Kolonien nur so viele Truppen zu belassen, als nötig, um den Frieden aufrecht zu erhalten. Wenn die Pazifizierung des Landes weiter vorgeschritten ist, so werden wir uns nur auf eine Polizeitruppe beschränken. Was die Finanzen unserer Kolonien betrifft, so werden wir versuchen, den englischen Kolonien nachzustreben. Wir wollen, daß sich unsere Kolonien selbst unterhalten können, dann hoffen wir, daß wir ihnen auch eine Art Selbstregierung geben können. Herr Dernburg erwähnte dann noch die Eisenbahnfrage und erklärte, daß unsere Hauptpolitik sich darauf richten werde, so viele Eisenbahnen wie nur möglich zu erbauen, um die Hauptwege der Kolonien zu erschließen.

Die deutschen Winzer haben von ihren französischen Berufsgenossen gelernt. Wie gemeldet wird, beabsichtigen die Winzer des Rheingaus und Nahetales, demnächst an einem noch näher zu bestimmenden Ort eine Massenversammlung abzuhalten, in der über die gegenwärtige Notlage der Winzer und die zu ihrer Beseitigung notwendig erscheinenden Mittel beraten werden soll. Im Hinblick auf die zurzeit im Reichsamt des Innern in Angriff genommene Vorlage zu einer Novelle zum Weingesetz werden auch die Regierungen der Winzerbewegung ihre Aufmerksamkeit widmen müssen, besonders diejenigen Bundesstaaten, mit denen die Reichsregierung zurzeit noch in kommissarischen Verhandlungen steht.

Über die Verlängerung des Dreibundes berichtet der römische Korrespondent der „N. Fr. Pr.“: Das Bündnis zwischen Österreich-Ungarn und Italien wurde im Juni 1902 auf die Dauer von sechs Jahren geschlossen. Das Bündnis hatte somit eine Geltungsfrist bis zum Juni 1908. In dem Bündnis war die Bestimmung enthalten, daß es noch weitere sechs Jahre in Geltung bleibe, wenn es nicht ein Jahr vor dem Ablaufstermin gekündigt werden. Der Kündigungstermin fiel somit in den Juni 1907. Eine Kündigung hat nicht stattgefunden. Das zwischen Österreich-Ungarn und Italien geschlossene Bündnis

gilt somit bis zum Juni 1914. Es bleibt von selbst noch weitere sechs Jahre nach dem Juni 1908 und daher auch bis zum Juni 1914. Die gleichen Bestimmungen gelten auch für das Bündnis zwischen Deutschland und Italien. Der ganze Dreibund ist somit bis zum Juni 1914 verlängert worden.

**Frankreich.** Gegen die gesetzgeberischen Maßnahmen zugunsten der südfranzösischen Weinbauer gibt sich im Süden wie im Norden des Landes Unzufriedenheit kund. Nach einem Telegramm aus Paris hielten in Chalons-sur-Saône die Vertreter der Winzer der Bourgogne eine Versammlung ab, in der das von der Kammer angenommene Gesetz betreffend die Weinfällschungen für durchaus unzureichend erklärt wurde. In Ville dagegen fand eine Versammlung der Bauern, Brauntweinbrenner und Wirte statt, die gegen die Ansprüche des Südens scharf Protest erhob. Der Versammlung wohnten zahlreiche parlamentarische Vertreter des Südens bei.

**Japan und die Vereinigten Staaten.** Nachdem eine Weile auf beiden Seiten ein wenig mit den Waffen gerasselt worden war, trat eine Periode der Beschwichtigung ein. Insbesondere wirt der japanische Admiral Yamamoto im Sinne einer Ausöhnung zwischen Japan und Amerika. Unlängst besuchte er im Verein mit dem japanischen Botschafter Vicomte Noki den Präsidenten Roosevelt in Osterbay. Nach diesem Besuch erließ der Präsident durch seinen Sekretär folgende amtliche Erklärung: „Der Präsident der Vereinigten Staaten hatte eine längere Besprechung mit dem Admiral Yamamoto, die in jeder Weise höchst befriedigend gewesen ist. Sie bestätigt einfach das, was der japanische Botschafter Vicomte Noki klargestellt hat, nämlich das durchaus gute Einvernehmen zwischen den beiden Regierungen und die im Grunde freundschaftliche Gesinnung der beiden Nationen zu einander“. Das klingt alles recht schön und beruhigend. Nun aber meldet ganz unerwartet der Telegraph, in Kalifornien seien zwei japanische Spione verhaftet worden. Zweifellos wird dies die Gemüter in Amerika wieder in Erregung versetzen, und es könnte leicht sein, daß diese unerwartete „Entdeckung“ eine Wendung zum Schlimmen einleitet.

## Nachrichten aus dem Kaukasus.

— **Tiflis.** Seinerzeit berichteten wir von der Ausrüstung einer Expedition für Transkaukasien und Turkestan behufs Feststellung der Ausdehnung der Baumwollpflanzungen, sowie die Ausarbeitung geeigneter Maßregeln zur Verbesserung der Baumwollkultur und Erweiterung der Baumwollanpflanzungen. In der 1. Hälfte des August wird sich die Expedition nach Turkestan begeben. Es nimmt an ihr als Vertreter vom Kaukasus teil der Agronom W. P. Taratinow, welcher im Verlauf von 2 Jahren in Amerika praktiziert und das Baumwollgeschäft gut kennen gelernt hat. Auf dem Rückwege beabsichtigt die Expedition auch diejenigen Gegenden Transkaukasiens in Augenschein zu nehmen, in denen Baumwolle angepflanzt wird.

— Die Frage der Wiedereröffnung des Postverkehrs zwischen Tiflis — Wladikawkas (auf der georgischen Heerstraße) wird gegenwärtig wieder zuständigen Orts verhandelt. Auf dem in Tiflis stattgehabten öffentlichen Ausbot war der Unterhalt des Postverkehrs auf der genannten Straße bekanntlich einem gewissen Jedigarow zugesprochen worden. Der mit ihm abzuschließende Vertrag wurde seinerzeit nach Petersburg an das



Ministerium des Innern und zwar an die Abteilung für Postwesen zur Bestätigung gesandt, welches denselben aber, ohne ihn einer Durchsicht zu unterziehen, an die Oberbehörde des Kaukasus verwies.

— In den letzten Jahren leiden die Getreidefelder und Gärten Transkaukasiens stark durch Schädlinge, gegen welche der Kampf bisher nicht immer zum Ziel geführt hat. Zwecks wissenschaftlicher Untersuchung und zur Organisierung eines erfolgreicheren Kampfes mit den Schädlingen ist bei der Hauptverwaltung für Landwirtschaft das Amt eines älteren Spezialisten für praktische Zoologie geschaffen worden.

— Ein mißlungener Raubüberfall wurde am 6. Juli um 11 Uhr morgens im Mischtaid-Garten auf den Bänder des Inhabers des dortigen Restaurants, W. Gorgidschanow, verübt. Als dieser im Begriff war, die 480 Rbl., welche er von seinem Bruder erhalten hatte, in die Bank zu tragen, überfielen ihn 3 junge Leute, von denen der eine einen Revolver herauszog, der zweite dem Angegriffenen die Faust vors Gesicht hielt, während der dritte ihn absuchte. Auf seine Hilferufe kamen Passanten und ein Schuttmann herbei und befreiten ihn von den Strocheln; diese ergriffen die Flucht; einer von ihnen ertrauf, in der Kura, während ein anderer fest genommen wurde, der dritte aber entkam.

— **Zalka.** (Kreis Bortschala.) Die Ernteausichten im westlichen Teil Zalkas sind gut, im östl. und südöstlichen dagegen nur mittelmäßig. Man erwartet, daß in diesem Jahre die Bevölkerung weniger Getreide zu kaufen nötig haben wird als im Vorjahre, vorausgesetzt, daß kein Hagelschlag eintritt. Die Einwohner von Zalka bezogen das Getreide hauptsächlich aus Tiflis, wo ein Sack Wehl von 5 Rub. mit 7—8 Rbl. bezahlt wurde; jedoch stellt sich die Getreidezufuhr wegen Mangels an bequemer Verbindung sehr teuer. Die Chaussee Manglis-Zalka ist nur auf einer Strecke von 19 Werst fertiggestellt. Trotz der Friesprache des Friedensvermittlers, Fürst Karalow, ist eine Fortsetzung der Arbeiten auf der genannten Strecke in nächster Zeit nicht zu erwarten. Es wäre wünschenswert, den neuen Weg wenigstens bis zum Dorfe Beschtschena fortzuführen, um dadurch den Verkehr mit Tiflis und Manglis einigermaßen zu erleichtern. — Fürst Karalow ersucht um Erteilung eines Darlehens v. 28 000 Rbl. zu Verpflegungszwecken für die Bewohner seines Bezirks.

— **Gori.** Aus dem Kreise Gori wird gemeldet, daß infolge starker Regengüsse der Fluß Tana, welcher durch die Bolnischlucht fließt, aus seinen Ufern getreten sei und das Dorf Ateni vollständig überschwemmt habe. Hierbei sollen die Weingärten und Saaten vernichtet worden sein; einige Häuser stürzten ein, und das einzige Verkehrsmittel, der Feldweg, wurde derartig zerstört, daß sich an seiner Stelle ein völliger Abgrund bildete, in welchem das Wasser einem reißenden Strome glich. Der Fluß überschwemmte bei derselben Gelegenheit auch die Weingärten und Saaten der Bewohner des Dorfes Sidistawi, sowie deren Häuser und vernichtete den Fahrweg, welcher zu diesem Dorf führt. Die Verluste sind groß. Ein Mensch kam ums Leben. Die örtliche Administration hat zur Feststellung der Höhe der erlittenen Verluste Maßregeln getroffen. — Ferner wird uns aus demselben Kreise berichtet, daß die dortigen Behörden davon in Kenntnis gesetzt wurden, daß 2 Mitglieder einer Räuberbande, die im Bezirk Medschwrischewi ope-

rierte, sich im Dorfe Seltubani aufhielten; dortselbst mandierte Landwächter umzingelten das Dorf und suchten allgemeine Hausdurchsuchung vor. Im Hause des Kürten Tumanow wurden arretiert: der Einwohner des Dorfes Beschneti, J. Kreischtschischwili, und der des Dorfes Seltubani, J. Gognidsch; ihnen wurden 2 Revolver und 1 Verdangewehr abgenommen. Behufs Festnahme der übrigen Mitglieder dieser Bande, wurde der jüngere Gehilfe des Kreischefs dorthin entsandt, der mehrere Dorfer des Bezirks Medschwrischewi entkräste und darauf in ihnen Untersuchungen vornahm und dabei 2 Mäner, Jilauri u. Kreischwili, arretierte. Im Dorfe Kureti (Bezirk Borschom) wurde ei. weiteres Mitglied derselben Bande, Bidim Skapanadsje, gleichfalls gefangen genommen. Nach dem Polizeibericht hat diese Bande seit 1905 im Kreise Gori verschiedene Gewalttaten verübt. Die Arretierten wurden in das hiesige Gefängnis übergeführt.

— **Alexandropol.** Zur Ermordung des früheren Generalgouverneurs von Kulis, General-Leutnant Michanows, welche, wie wir in der vorigen Nummer schon kurz berichtet haben, am 3. Juli erfolgt ist, sind nachstehende Einzelheiten bekannt geworden: Als der General um 1/3 Uhr nachts in seiner Equipage aus dem Militärkasino in Begleitung seines Sohnes, eines Kadetten, der Frau des Divisionsgenerals Glebow und deren Tochter heimkehrte, wurden auf der Bebutow-Str. von unbekanntenen Personen 2 Bomben gegen das Gefährt geschleudert, durch welche General Michanow, die Generalin Glebow und der Kutjeb auf der Stelle getötet wurden, während der Sohn Michanows und die Tochter der Generalin Glebow mit leichten Verwundungen davon kamen. Unter dem Dunkel der Nacht gelang es den Mördern zu entkommen. Die Stadt wurde sofort von Militär umzingelt. Eine energische Untersuchung fand statt, welche aber bisher zu keinen nennenswerten Resultaten geführt hat. Wer Angaben über die Person der Mordtäter macht, erhält 5000 Rbl. Belohnung.

— **Elisabethpol.** Im Anschluß an den in der vorigen Nummer gebrachten Bericht betreffend die Kinderpest, teilen wir mit, daß infolge schleunigen und energischen Einschreitens der Behörden dieselbe heut schon als beseitigt gelten kann. In allen Ortschaften wurden Impfungen vorgenommen.

— **Koworossijsk.** Am 24. Juni fand hier, in Gegenwart der Spitzen der Behörden und eines großen Publikums, sowohl Mitglieder der lutherischen Gemeinde, als auch Angehöriger anderer Glaubensbekenntnisse, die Grundsteinlegung der Kirche mit dem zugehörigen Pastorate der hiesigen ev. lutherischen Gemeinde statt, auf einem vom General der Artillerie, L. G. Wamowitsch, geschenkten Plage. — Dort, wo ringsum bisher nur die niedrige Bevölkerungsklasse wohnt, sah man die Anfänge eines Baues in schönem Sandstein in romanischem Stile, dem zukünftigen Zentrum für eine Ansiedlung kulturliebender Elemente. Der von dem Herrn Architekt D. von Dessien in Moskau und Gerhard Baron Tiefenhausen aus Dorpat hergestellte Entwurf zeigt eine schöne Kirche für 220 Plätze mit einem schönen, bequemen und geräumigen Sakral, in dessen zukünftigen Garten eine Quelle reinen Wassers aus dem angrenzenden Felsen fließen wird. Es predigten die Pastoren A. Asmus aus Zefaterinodar mit zu Herzen gehenden Worten in russischer, und der Pastor loci A. Schulz in deutscher und estnischer Sprache. Nach der Feier fand im Standard Klub

ein Festessen statt, bei dem in warmen Worten der hauptsächlich eiländisch-deutschen Gesellschaft gedacht wurde, die den weit-aus größten Teil des Baukapitals dargebracht hat, sowie der an der Spitze der Gesellschaft stehenden Herren, von denen der eine in Reval, der andere in Riga hochgeachtet lebt und wirkt. Der Bau soll binnen Jahresfrist beendet sein, — wenn das noch fehlende Drittel des nötigen Baukapitals sich findet. — Er wird von G. Baron Tiefenhausen persönlich geleitet.

## Aus den Kolonien.

### Die deutsche Kolonie Helenendorf in Transkaukasien.

Bei einem auch nur vorübergehenden Aufenthalte hier selbst, wie es der meinige ist, bietet sich dem Besucher des Interessanten so viel (weniger interessant vielleicht für den Eingewohnten, um so mehr aber für den durchreisenden Fremden), daß es nicht leicht hält, das Wahrgenommene in einer einzigen Korrespondenz wieder zu geben\*).

Wer, von Elisabethpol kommend, wo es gegenwärtig, namentlich im tatarischen Stadtteil, der auf dem linken Ufer der Gandscha liegt, aussieht, als hätte der Feind hier gehaust (auch früher schon ist dieser Eindruck vielfach festgestellt worden, um wie vieles mehr ist er jetzt verständlich!) und wo die herrschende ungewöhnliche — sogar nach den Aussagen sehr alter Eingewohnten gewöhnliche — Hitze den Aufenthalt im Freien, wenigstens um die Mittagszeit, zur Qual macht, die schnurgerade Chaussee, welche sich in einer Entfernung von ungefähr 8 Werst nach Helenendorf hin zieht, endlich passiert hat (die Weingärten der Firma „Gebr. Hummel“ und anderer, sowie die Gärten der Gemeinde, können von außen gesehen dem Reisenden nur durch ihre gewaltige Ausdehnung imponieren, bei näherer Betrachtung ist es anders), der atmet erleichtert auf, denn, wie Waldvogel in seinen „Reisebildern aus dem Kaukasus“ (erschienen 1897 im Kommissionsverlag von Carl Schoch's Buchhandlung, Schaffhausen) ganz zutreffend bemerkt, „aus dem umliegenden, öden Gebiete erhebt sich die Ortschaft Helenendorf — wie eine Oase in der Wüste“. An 5 Parallelstraßen, die zu beiden Seiten mit Pappeln bepflanzt sind, liegen die Wohnstätten der Kolonisten, freundlich aussehende im Schweizerstil erbaute Häuser, an welche sich je ein geräumiger Hof mit den erforderlichen Wirtschaftsgebäuden anschließt, zu dem sich, nur vereinzelt freilich, noch ein kleines Gärtchen oder eine gartenähnliche Anlage gesellt. Die Altane sind meist blau angestrichen, mit einer Konsequenz, wie sie nur uns, den Angehörigen des deutschen Stammes, eigen ist. Die Wirtschaften ähneln einander auch sonst, d. h. was ihr Äußeres betrifft, und man gewinnt bei ihrem Anblick den Eindruck, als hätte ein Baumeister Gefallen daran gefunden, einer Laune nachzugeben, die ihn sein Leben lang gequält und der er sich nicht offer entledigen zu können gemeint, als indem er sie innewährend verwickelte, bis er sie endlich satt bekommen hatte und nun vollständig genesen war. Man sieht hier auch einige andere, nach einem veränderten Plan gebaute Häuser, welche erst unlängst aufgeführt worden sind, oder aufgeführt werden, wie z. B. die Wohnhäuser von Bohrer, bei der Einfahrt in die Kolonie (von der Stadtseite), von Theodor Hummel (unweit davon belegen) u. a. Inmitten der Siedelung

erhebt sich die stattliche St. Johannis-Kirche, in herrlicher Schönheit den Marktplatz beherrschend, wie der *звонница* äußere Form gebannte Gedanke des Gottesfriedens, — eine Wänerin zur Einkehr und Ruhe nach des Tages heißem Ringen und Mähen. Links von der Kirche liegt das Schulhaus, welches soeben zum Teil einen zweiten Stock erhält, in welchem einstweilen die neue Fortbildungsschule untergebracht werden soll; hinter dem Gotteshause die Wohnung des Oberpastors mit rebenumranktem Balkon und Portal. Am Markte befinden sich das Gemeindehaus und das Lokal des unlängst, vor etwa drei Jahren, gegründeten Konsumvereins. — Längs den Straßen zieht sich der Bewässerungskanal hin, dessen unaufhörliches Geplätscher, namentlich in der heißen Zeit, beruhigend auf die erregten Nerven wirkt, indem es uns ins Bewußtsein bringt, daß in der Nähe ein Flüsschen bereit ist, Kühlung zu verschaffen, ganz abgesehen von dem poetischen Empfinden, welches das Murmeln des Wassers bei empfänglicheren Naturen auslöst. — Die Kolonie befindet sich auf Kronsland, welches ihr zu ewiger Nutzung überlassen worden ist, mit dem Verbot, es jemals im Ganzen oder im Einzelnen veräußern oder verpfänden zu dürfen, und verfügt über 6696 Dessj., von denen 5606 Dessj. brauchbares, 1090 Dessj. unbrauchbares Land darstellen. Die Höfe mit den Häusern nehmen zusammen 62 Dessj. ein, zu 200 □ Faden jeder, die Weingärten 291 Dessj.; Acker (bewässerbarer) 1602 Dessj., dito (nicht bewässerbarer) 1152 Dessj., die Heuschläge (nicht bewässerbar) 1155 Dessj., Akazienhaine 24 Dessj., Strauchholz 134 Dessj. und endlich Weide 1190. — Die Kolonie bestand bis zum Jahre 1857 aus 118 Einzelwirtschaften (gegründet ist sie, wie auch die übrigen Mutterkolonien in Transkaukasien, in den Jahren 1817—1818); dann wurden die sog. „Bejassen“ geschaffen, d. h. 18 landlose Kolonisten bekamen aus dem Bestande des Gemeinlandes je  $\frac{1}{4}$  einer Wirtschaft. Gegengewärtig bestehen ungeteilt nur noch 18 Wirtschaften, die übrigen 100 sind in Halbwirtschaften, einige von ihnen sogar (laut Privatabmachung) in Viertelwirtschaften geteilt, so daß es zurzeit, einschließlich der 18 Bejassen, 289 Einzelwirte gibt. Jede ungeteilte Wirtschaft hat das Recht auf 2 Hofplätze zu 200 □ Faden, also auf 400 □ Faden, auf Weingärten 2 Dessj. 810 □ Faden, auf Acker (bewässerbarer)  $\frac{2}{3}$  Dessj., dito (unbewässerbar) 3 Dessj., auf unbewässert. Heuschlag 9 Dessj. 1400 □ Faden und auf Akazienbestand 500 □ Faden. Das Weideland (1190 Dessj.) wird allgemein benützt. Von dem obengen. bewässerbaren Ackerlande wird jährlich nur  $\frac{1}{4}$  besät, die übrigen  $\frac{3}{4}$  dienen im Laufe von 3 Jahren als Weide. Im ganzen hat die Kolonie 422 Gehöfte, von denen 396 bebaut, 26 unbebaut sind. Die Wirtschaften vererben laut den Bestimmungen für die Kolonien in Transkaukasien stets auf den jüngsten Sohn, sie sind also Minorate, mit der Verpflichtung, die Brüder in Geld zu entschädigen. Personen weiblichen Geschlechts sind von der Erbsfolge hinsichtlich des unbeweglichen Vermögens nur bezüglich des Naturalbesitzes ausgeschlossen; im übrigen werden sie ebenso wie die männlichen Nachkommen des Erblassers entschädigt, nur mit einer geringeren Summe, als diese. Sind nur weibliche erbberechtigte Personen vorhanden, so geht der Naturalbesitz auf die jüngste derselben über, wobei im Falle der Verheiratung die Wirtschaft unbedingt auf den Namen ihres Mannes aufzutragen ist. (Fortsetzung folgt.)

\*) Wir bitten daher um die Nachsicht unserer Leser, daß der Bericht nicht schon in dieser Nummer schließt. — Die Redaktion.



**Elisabeththal**, d. 8. Juli 1907. Das Leben gestaltet sich hier in letzter Zeit sehr unterhaltend. Es sind viele Sommergäste aus Waku und Tiflis angereist, so daß es an Gesellschaft nicht mangelt. Besonders interessant gestaltete sich der Abend des heutigen Sonntages. Die Musikanten begannen nämlich in der Abenddämmerung an dem Bazar zu spielen. Sogleich strömten Zuhörer von allen Enden des Dorfes herbei. Bald war ein großes Publikum versammelt. Alles war vergnügt. — Doch nun wurden die Musikanten von einem Sommergast auf den Abend gemietet, und diese begaben sich auf den Hof, wo der Betreffende wohnt. Kaum hatten sie jedoch zu spielen begonnen, so hatte sich auch schon das ganze Publikum in und vor dem Hofe versammelt. Viele Nachbarn, die sich schon zur Ruhe begeben hatten, schlüpfen nochmals aus den Federn und lauschten den Tönen der Musik. Die Alten saßen gemütlich beim Glase Wein; die Jugend spazierte auf und ab, die Kinder sprangen und hüpfen munter und fröhlich umher. — Eben hat ein Lied ausgeklungen; die Unterhaltung im Kreise der Alten stockt; die spazierenden Jugend und hüpfenden Kinder stehen stille. — Hellender Applaus, Bravo- und Wiserufe erschallen — die Musik fällt wieder ein und gibt ein Stück nach dem andern zum besten. — Ja es war schön in Elisabeththal am Sonntagabend den 8. Juli. Bravo Ihr Elisabeththaler Musikanten! Ihr habt uns einen schönen Ohrenschmaus bereitet. Hoffentlich wird's nicht bei diesem einen Mal bleiben. Ihr könntet durch Eure Musik viel zur Geselligkeit in Elisabeththal beitragen, wenn Ihr uns noch öfter solche Abende bereiten würdet. — Ich glaube hier im Sinne des ganzen Publikums zu handeln, wenn ich ihnen den wärmsten Dank ausspreche, und ihnen Riesenschritte in der Musik wünsche. Es leben die Musikanten in Elisabeththal!

Einer, dem's gefiel.

**Katharinenfeld**, 30. Juni 1907.

Geehrter Herr „Zoe!“

Sie werden wohl verzeihen, daß auch ich zu der Angelegenheit, die Sie in zwei Nummern der „K. P.“ besprochen und mit Ausschnitten aus der „Berl. Morgenztg.“ belegten, das Wort ergreife, zumal ich ein Landlehrer bin, und zwar einer von denen, die es am meisten angeht.

Zuvor muß ich Ihnen bekennen, daß ich von dem edlen Zweck Ihrer beiden Artikel ganz überzeugt und mit Ihrem Hauptgedanken vollkommen einverstanden bin. Letzterer besteht, wenn ich nicht irre, darin, daß unsere hiesige Schule, vielleicht die transkaukasischen Kolonistenschulen überhaupt, zu wenig leisten. Aber über dieses Zuwenig selbst, über die Hauptursachen desselben, sowie über die Aufgabe der Volksschule im Allgemeinen bin ich geteilter Meinung mit Ihnen.

Wenn ein Paar Schuhe, für ein zehnjähriges Kind bestimmt, zu klein sind, wenn man sie dem Kinde anprobiert, so müssen sie gewiß noch viel kleiner erscheinen, wenn sie einem Manne anprobiert werden. Die Folge von einem ähnlichen Verfahren ist es, wenn Sie das, was unsere Schule trotz alledem noch leistet, zu gering anschlagen. Sie sagen z. B. über das Lesen: „Das Lesen wird nun zwar zuerst gelehrt, aber fragt mich nur nicht, wie!“ und urteilen dann, „daß die der Schule entwachsenen Leute überhaupt nicht fließend lesen können und den Sinn von etwas Gelesenem so schwer, oft auch gar nicht, richtig verstehen“. Daß es unter den Kolonisten viele giebt,

die nicht Alles fließend lesen können, muß zugegeben werden; daß sie aber überhaupt nicht fließend lesen können, ist übertrieben, das beweisen die vielen hiesigen Zeitschriftenleser, unter welchen allein etwa 50 Leser der „Kauk. P.“ sind, das beweist auch die rege Teilnahme an der Gemeinde-, Privat- und Schülerbibliothek. Aber freilich, Sie setzen einen anderen Maßstab an; Sie sagen: „Wie kann nun ein solcher Mensch später ein wissenschaftliches Werk, z. B. über Landwirtschaft, mit Verständnis lesen, zumal solche Werke nicht immer und ausschließlich für Laien geschrieben sind“. Ich frage Sie, den Kenner der Helden der deutschen Literatur: Verstehen Sie ihre Werke alle? Können Sie mit vollem Verständnis z. B. Schillers philosophische Abhandlungen oder Göthes Faust, zu dessen Erklärung Bibliotheken voll Bände geschrieben worden sind, lesen? Und wenn Sie auch diese verstehen, ist Ihnen nichts Menschliches mehr verborgen? Wie sollten denn unsere ausgetretenen Schüler wissenschaftliche Werke, „die nicht für Laien“, also nur für Fachleute geschrieben sind, mit Verständnis lesen können? Ist etwa die Volksschule eine wissenschaftliche Fachschule? Nein, die Aufgabe der Volksschule besteht darin, daß sie der Masse des Volkes dasjenige Maß von Bildung aneignet, dessen jeder Mensch ohne Rücksicht auf seine künftige gesellschaftliche Stellung benötigt ist.

Doch, auch wenn man diese Aufgabe nicht überspannt, so sind ihr doch unsere hiesigen Schulen, wie ich schon zugegeben habe, nicht gewachsen. Sie fragen nun, woher das komme und suchen die Ursachen davon teils in dem niedrigen Bildungsgrade der Lehrer, teils in der Überbürdung der Schule mit Religionsstoff. Wie weit die Bildung der hies. Lehrer den Anforderungen ihres Berufes genügt, überlasse ich andern, zu entscheiden, und in betreff des Religionsstoffes bin ich mit den meisten Kolonistenlehrern der Ansicht, daß eine Verminderung besonders des Memorierstoffes unbeschadet der Religion und zugunsten der übrigen Fächer wohl erfolgen könnte. Aber daß dies die Hauptursachen des niedrigen Standes unserer Schule sind, kann ich nicht zugeben. Diese liegen wo anders, und sie müssen einem unbefangenen Beurteiler, wenn er die hiesigen Schulen mit der Volksschule z. B. in Deutschland vergleicht, auf den ersten Blick in die Augen springen: Dort ein 8-jähriger Kursus, eine normale Schülerzahl, eine Unterrichtssprache und weniger Fächer; hier ein 6-jähriger Kursus, überfüllte Schulen, zweisprachiger Unterricht und das Meistenfach der russ. Sprache dazu. Ist es nicht klar, warum hier die Resultate in den einzelnen Fächern zu geringe sein müssen? Also, man suche diese Mängel abzuschaffen, und es werden sich bald auch normale Resultate erzielen lassen. Hochachtungsvoll **F. Waller**.

## Das Deutschtum in der Türkei.

(3. Fortsetzung.)

IV. Die ersten größeren deutschen Ansiedlungsversuche in der Türkei gingen von ungefähr 50 protestantischen Familien aus, die im Anfang des 19. Jahrhunderts nach Südrussland ausgewandert waren und sich infolge eines Ulfases, durch den ihnen die beim Eintritt zugesicherten Vorrechte wieder entzogen werden sollten, veranlaßt sahen, im Jahre 1842 das russische Gebiet zu verlassen und in der Wallachei eine neue Heimat zu suchen. Hier schredte sie die schlechte Behandlung der Regie-

cung ab. Es zogen infolge dessen 1500 Ansiedler in die fruchtbaren Täler Bulgariens, und die noch in der Wallachei zurückgebliebenen Deutschen folgten bald nach. Da erließ die türkische Regierung, wahrscheinlich auf Veranlassung Russlands, das eine Kolonisierung der Türkei durch Deutsche nicht gern sah, einen Befehl, die sämtlichen Ansiedler auf das andere Donauufer zurückzubringen. Dieselben mußten zum Teil in der Wallachei, zum Teil in Russland, von wo sie geflüchtet waren, Leibeigene Fremder werden. Zur gleichen Zeit wanderten mehrere sächsisch-deutsche Familien nach Amassia aus und gründeten dort eine blühende Kolonie, die aber nach 50 jährigem Bestehen verfallen ist.

Nachdem auch die in Georgien lebenden deutschen Sektierer vergeblich in den vierziger Jahren Palästina zu kolonisieren versucht hatten, begann im Jahre 1869 die bedeutungsvolle Auswanderung der Tempeler aus Württemberg unter Leitung des tatkräftigen Idealisten G. D. Hardegg und des Gelehrten Chr. Hoffmann, Bruder des Hofpredigers und Generalsuperintendenten W. Hoffmann in Berlin. Ihr Zweck war ein religiöser. Sie wollten im heiligen Land an der Aufrichtung des Reiches Gottes auf Erden (Tempel), wie solches von den Propheten geweissagt, arbeiten.

Diese Bewegung des Tempels hat sich im Anfang der vierziger Jahre in Württemberg erhoben, als die Bundestagsverwaltung schwer auf Deutschland lastete, und die nationalen wie sozialen Bestrebungen gewaltig niedergehalten wurden. Die Unzufriedenheit, die im Volke herrschte, wurde durch die rationalistischen Bestrebungen der Kirche, die sich besonders in Württemberg unter dem Einfluß der kritischen Schule von Tübingen und der Schriften von D. Fr. Strauß geltend gemacht haben, noch gesteigert.

Gegen diese religiösen und sozialen Mißstände ist Chr. Hoffmann, aus der württembergischen Stadt Leonberg, zuerst mit Schrift und Wort, später als Vertreter der Pietisten im Parlament zu Frankfurt aufgetreten. Als er vergebens im politischen Getriebe den Kampf gegen die Verhältnisse aufgenommen hatte, führten ihn seine Forschungen in der Bibel, in der er die Wege zur Heilung der Zerrüttung Deutschlands zu finden glaubte, zu der Ueberzeugung, daß „die Heilung der Völkerkrankheit“ in dem Bau eines Tempels, d. h. in der Bildung einer neuen, unabhängig von den bestehenden Kirchen, auf christlicher Grundlage organisirten Gesellschaft, ähnlich der ersten Christengemeinde, beruhe.

So sehr nun die durch diese Lehre hervorgerufene Bewegung unter dem württembergischen Pietismus Anklang gefunden hat, so würde sie in der Bildung einer neuen religiösen Gemeinschaft innerhalb Württembergs ihren Abschluß gefunden haben, hätte nicht Hoffmann in Hardegg denjenigen energischen Mann gefunden, der notwendig war, die hohen Ideen praktisch zu verwirklichen.

Der erste Versuch zu einer Einleitung der Ueberiedelung nach dem heiligen Land war die Einreichung eines Bittgesuches des Ausschusses der Gesinnungsgenossen für die Sammlung des Volkes Gottes beim Bundestag. Vergebens hatten sie sich an diese Vertretung Deutschlands mit der Bitte gewandt, während des Krimkrieges bei der hohen Pforte die Erlaubnis einer Ansiedelung Deutscher in Palästina zu erwirken. In dieser Zeit konnten sie sich nur auf ihren Gott und ihre eigene Kraft verlassen.

So gründeten sie im Jahre 1856, um der Verheerung des Tempels einen festen Stützpunkt zu geben, eine Siedlung bei dem Kirchenbarthof bei Marbach. Verschiedene Familien kauften sich dort an, um unter der Leitung von Chr. Hoffmann, dem Hardegg als treuer Ratgeber zur Seite stand, ihre sozialen Grundsätze in einfacher Lebensweise als Ackerbautreibende und Handwerker zu verwirklichen und die spätere Ansiedelung in Palästina vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)

## Pandwirtschaft und Gartenbau.

### Milzbrand

Von Stadttierarzt Oppenheim in Lundenberg.

(Fortsetzung \*).

Was die Infektion des Menschen anbelangt, möge hier zunächst der interessanten Tatsache gedacht sein, daß das Fleisch milzbrandkranker Tiere vielfach ohne Nachteil gegessen wird. Dieser merkwürdige Umstand findet seine Erklärung darin, daß sich im Fleische keine Sporen entwickeln, bei der üblichen Aufbewahrung in kühlen Räumen auch an dessen Oberfläche nicht. Die sporenfreien Milzbrandstäbchen aber werden durch den Magenjaft vernichtet, ebenso durch Erhitzen auf 55 bis 66 Grad Celsius in 10 bis 15 Minuten, also auch bei gründlichem Durchkochen des Fleisches, getötet. Hierbei sei allerdings darauf aufmerksam gemacht, daß Fleisch ein schlechter Wärmeleiter ist. Im Inneren dünner Fleischstücke erreicht die Temperatur nach dreiviertelstündigem Kochen höchstens 75 Grad Celsius (Mutterrecht). Solch milzbrandkrankes Fleisch ist also vornehmlich deshalb gefährlich, weil Personen, welche mit demselben hantieren, zum Beispiel dasselbe in der Küche zerlegen, sich hierbei anstecken können, sei es, daß sie Berührungen an den Händen haben oder sich bei der Arbeit solche zuziehen. Ist das Fleisch aber nicht genügend durchgekocht, kann eine Infektion auch vom Munde, Rachen oder der Speiseröhre aus erfolgen, falls Berührungen hier vorhanden sind, vom Darne aus aber dann, wenn sich unter besonderen Umständen auf der Oberfläche des Fleisches Sporen gebildet haben. Denn letztere werden durch den Magenjaft nicht vernichtet.

Erwähnt sei als Beispiel ein Fall, den Mayer aus dem Elsaßischen berichtet (Obersatz.) Dort wurden fünf milzbrandkrante Kühe von Menschen gegessen. Hierauf erkrankten in einem Dorfe neun Personen, welche mit rohem Fleische in Berührung gekommen waren. Von diesen starben zwei, weil sie sich am Daumen, respektive Arm, infizirt hatten, alle übrigen waren an den Händen angesteckt worden. Von den vielen Personen, die das Fleisch in dem Dorfe gegessen hatten, erkrankten nur drei, diese aber genasen. Auf dem Wege des Darmkanals kann aber eine Ansteckung auch sonst zu stande kommen. Karlinky erzählt einen von Koranyi als beweiskräftig angenommenen, aber sicherlich seltenen Fall, in welchem bei einem Typhuskranken durch den Genuß von Milch eine Ansteckung mit Milzbrand erfolgte, und Wagner hat die für gewerbliche Kreise wichtige Tatsache nachgewiesen, daß bei Berührung der von milzbrandkranken Tieren herrührenden Helle und Haare an den Händen mit unter Sporen hängen bleiben, von den Fingern mit den Speisen in den Magen und Darm gelangen und von hier aus eine schwere Erkrankung hervorrufen.

\* Aus der Landwirtsch. Jg. der „Neuen Freien Presse“ (Wien).



Die meisten Fälle von Ansteckung ereignen sich naturgemäß bei jenen Personen, welche milzbrandkranke Tiere schlachten oder solche umgestandene Tiere zerlegen, also bei Fleischern und Wagenmeistern. Enour und Chauffier nahmen an, daß die Milzbrandbazillen auch die unverletzte Haut durchdringen können. Dem widersprach Machnoff. Seine Versuche hatten das Gegenteil ergeben. Bei Kaninchen aber gelang es Machnoff und in neuerer Zeit Babes, durch Einreiben der Milzbrandbazillen in die unverletzte Haut Milzbrand zu erzeugen. Hier scheinen die Bakterien durch die Haarfollikel eingebracht zu sein.

Wie der Milzbrand auf Menschen und Tiere verbreitet wird, lehrt der von Dr. Pils mitgeteilte Fall. Auf einem Gute in Deutschland kam der Milzbrand ständig vor. Insbesondere bei Schafen. Die verendeten Tiere wurden enthäutet, oberflächlich verscharrt, die Felle auf dem Boden des Hauses zum Trocknen aufgehängt. In nächster Nähe des Verscharrungsplatzes war eine Grube, gefüllt mit Klüßenschnitzeln. Diese wurden an Klüße verfüttert. Einige Klüße erkrankten an Milzbrand. Die Frau des Schäfers holte Kohlen vom Boden, streifte mit dem Kopfe an die Felle, infizierte sich und starb. Die Kinder hatten den Verscharrungsplatz als Spielplatz benützt! Zwei von ihnen erkrankten, eines starb an Anthrax. Zwölf Jahre später wurde auf demselben Gute ein an Milzbrand verendete Kuh einen halben Tag lang in der Sonne liegen gelassen. Durch Fliegenstiche erfolgte die Ansteckung der zweiten Frau und des 8 Jahre alten Sohnes des Schäfers. Doch konnten beide gerettet werden. Dieses Gut lag mitten in einer kleinen Stadt!

In Koffhaarfabriken, Wollspinnereien, bei der Hadermanipulation in Papierfabriken wird in den Arbeitsräumen reichlich Staub aufgewirbelt. Stammen nun die Rohprodukte von milzbrandkranken Tieren, so enthält dieser Staub auch Milzbrandsporen. Durch die Einatmung derselben erfolgt bei den Arbeitern mitunter eine Ansteckung. (Haderkrankheit, in England bei Wollarbeitern *Woolworkers disease* genannt.) Nach Baumgarten geht hier aber die Einwanderung des Ansteckungsstoffes nicht von der Lunge aus, sondern vom Rachen durch Vermittlung der Lymphdrüsen der oberen Luftwege. Doch erfolgt die Ansteckung bei Gewerbetreibenden, welche tierische Produkte zu verarbeiten haben, zumeist durch vorhandene Hautverletzungen.

Nach Professor Koranyi ist der Hautmilzbrand bei Menschen die häufigste Form der Erkrankung. Die unbedeckte weiche und dünne Haut des Gesichtes und der Hände ist am meisten der Ansteckung ausgesetzt. Der Hautmilzbrandkarbunkel tritt gewöhnlich am zweiten oder dritten Tage, selten erst am achten Tage nach derselben auf. Unter Jucken und Brennen entwickelt sich ein fleckförmiger Fleck, meist mit einem schwarzen Punkte in der Mitte. Die Stelle wird bald härtlich, es entsteht daselbst ein Bläschen, das bald abtrocknet. Die erkrankte Hautpartie verbreitert sich zu einem 2 bis 3 Zentimeter messenden, schwärzlichen Knoten. Dieser ist von einem roten Hofe umgeben, auf dem einzeln oder in Gruppen Bläschen in kreisförmiger Anordnung aufsteigen. Es kann jetzt zur Abgrenzung und Heilung kommen, der Prozeß sich aber auch ausbreiten und zu einer allgemeinen Infektion führen. Das meist am zweiten oder dritten Tage auftretende Fieber wird diesfalls heftiger und unter Delirien und großer Schwäche führt die Krankheit zum Tode. Dieser erfolgt meist Ende der ersten oder anfangs der

zweiten Woche, seltener schon am zweiten oder dritten Tage der Erkrankung. Im allgemeinen ist beim Hautmilzbrand die Heilung auf Geneesung, wenn auch jeder Milzbrandfall eine schwere Erkrankung darstellt. Weniger günstig sind die Heilungsaussichten bei einer anderen Form des Hautmilzbrandes, dem Milzbrandödem, ebenso bei den ziemlich seltenen Formen des Darmmilzbrandes. Bei der Haderkrankheit berechnet Eppinger die Sterbezahl mit 50 Prozent. Rascheste Heilung ist bei allen Fällen nötig.

Wie kann nun verhindert werden, daß Produkte milzbrandkranker Tiere in den Verkehr gelangen? In Oesterreich-Ungarn und Deutschland verbieten die Tierseuchengesetze die Schlachtung von milzbrandkranken oder verdächtigen Tieren, ebenso die Abhäutung der Milzbrandkadaver und ordnen deren unschädliche Beseitigung an. Auch ist der Tierbesitzer verpflichtet, jeden verdächtigen Erkrankungsfall der Behörde anzuzeigen. Diese entsendet dann ihren Tierarzt zur Durchführung der erforderlichen Schutzmaßregeln. Auch entdecken die Tierärzte sowohl in Ausübung ihrer Praxis, als auch bei Durchführung der Fleischschau alljährlich eine Anzahl von Milzbrandfällen. Da werden natürlich sofort alle gesetzlichen Maßnahmen durchgeführt. Anlässlich der Fleischschau wurden in Deutschland im Jahre 1904 111 Fälle, im Jahre 1905 wieder 97 Fälle von Milzbrand ermittelt. Für Oesterreich fehlen dem Verfasser die bezüglichen Daten. Doch kann er — in einem Milzbranddistrikte wirkend — selbst eine Reihe von solchen Fällen verzeichnen und ist die Zahl der alljährlich in Oesterreich auf diese Weise sichergestellten Fälle gewiß nicht gering.

Daß trotz aller gesetzlichen Maßregeln dennoch hier und da Produkte milzbrandkranker Tiere in den Verkehr gelangen, ist freilich unvermeidlich. Unkenntnis und Egoismus des Tierzüchters spielen hierbei eine Rolle. Mancher Anthraxfall bei Pferden wird für eine schwerere Kolik gehalten. Das k. k. Ackerbauministerium publizierte aus solchem Anlasse jüngst eine Warnung. Drei Personen hatten sich bei dem Ableben eines anscheinend an Kolik verendeten Pferdes mit Milzbrand infiziert, eine starb.

Insbefondere drohen aber Gefahren von jenen tierischen Produkten, welche aus Ländern eingeführt werden, in denen die Veterinärpolizei nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe steht oder gar nicht gehandhabt wird. So wurden im Vorjahre in Stettin bei der Einfuhr 30 Fässer gezalzenen russischen Rindfleischs wegen Milzbrandes beschlagnahmt.

Als 1903 in England diese Krankheit auffallend zunahm, beschuldigte Sadyean ausländische Baumwolle- und Leinwandstücke als Ursache der Ansteckung. Professor Dunstan konnte in ersteren tatsächlich Milzbrandsporen nachweisen. Auch mit Kunstdünger kann die Krankheit eingeschleppt werden. Zum Beispiel berichtet der Chirurgenarzt von Kenfeland, Mr. Gilenth, über vier Seuchenausbrüche von Anthrax im Jahre 1899, welche auf die Einfuhr von Knochendünger aus Australien zurückgeführt werden konnten. Die Tiere erkrankten, nachdem sie Futter von den mit diesem Knochenmehl gedüngten Rübenfeldern respektive den damit gedüngten Weiden genossen hatten.

(Schluß folgt.)



## Küche und Haus, Erziehung und Gesundheitspflege.

Was jede Hausfrau wissen sollte. Aufgewärmerter Braten ist schwer verdaulich und verliert Saft und Kraft. — Die Fleischfaser wird durch Säure weicher, deshalb eignen sich zu Fleischspeisen saure Beigaben als Salat am besten. Aber nur ein geringer Anflug von Säure ist dem Magen zuträglich, daher hüte man sich vor dem Zuviel. — Zu schnell gebratene Speck- oder Schinkenscheiben werden hart und unverdaulich. — Frisch gelegte Eier bedürfen 1 Minute Zeit weniger zum Weichkochen, als Tags vorher gelegte. — Sardellen, Anchovis oder Heringe müssen, wenn die Gefäße angebrochen sind, niedergedrückt mit darübersehender Sauce verwahrt werden. In Ermangelung derselben sind sie dick mit Kochsalz zu bestreuen. — Im Wasserbad gekochte Puddinge sollten 1 Minute stehen, bevor sie gestürzt werden. — In jedem Haushalt sollte blaues Lachmuspapier vorrätig sein. Das Papier wird von jeder Säure gerötet. Es ist ein sehr praktisches Mittel, um zu prüfen, ob eine Flüssigkeit sauer geworden ist, wenn es dem Geschmack nach nicht deutlich geworden wäre (Milch, Bouillon.) — Die beste Qualität Mehl ist für den Gebrauch die wohlfeilste. — Dampfspuddingformen müssen, nachdem sie gereinigt sind, sorgfältig abgetrocknet werden und dürfen nicht gleich mit dem Deckel bedeckt werden, weil sie sonst einen dumpfen Geschmack annehmen. — Wenn ein Mörtel gebraucht ist, muß man sofort Wasser hineingießen, damit die Köchin gezwungen ist, ihn zu reinigen, da sich sehr leicht Grünspan in demselben bildet. — Wenn man schlecht gewordene Pinsel, welche zum Bestreichen von Gebäck u. dienen, wieder brauchbar machen will, steckt man sie in Öl, streicht sie einige Mal über ein heißes Eisen hin und her, so daß die Haare von jeder Seite das Eisen berühren und taucht sie dann sofort in kaltes Wasser. — Zur Verhütung von Kesselstein in der Teemaschine legt man ein Stück Zink in dieselbe, oder reibt die Kesselwände sorgfältig mit Glycerin aus. Ist Bodensatz in der Teemaschine, so entfernt man ihn durch Salzsäure. Die Teemaschine muß aber danach mit Wasser ausgekocht werden.

(„Nig. Zeit.“).

## Literatur und Kunst.

### Mein Onkel aus Pommern.

Humoreske von Ernst v. Willdenbruch.

(3. Fortsetzung).

Der Zoologische Garten war vom Programm abgesetzt, zum Polizeipräsidenten zu gehen, fiel ihm natürlich nicht ein, es wurde daher beschlossen, das Aquarium aufzusuchen.

Den Weg dahin füllte mir mein Onkel durch Vorträge über die zunehmende Verrohung und Vertierung der Berliner aus, denen er in nicht ferner Zeit ein trauriges Ende vorher-sagte.

Im Aquarium waren damals die berühmten Tintenfische eine Neuigkeit, und wir kamen gerade zur Fütterungsstunde. Der Behälter war von Schaulustigen dicht umlagert, wir standen ganz hinten und sahen gar nichts. Feierliches Schweigen herrschte, welches plötzlich aus dem Hintergrunde durch eine ärgerliche Stimme unterbrochen wurde: „Wäre es nicht zweckmäßig, wenn die Herren da vorn einmal mit denen hier hinten tauschen?“ Die Köpfe wandten sich erstaunt nach dem

Sprecher um — es war mein Onkel. — Niemand schieg jedoch auf seinen praktischen Vorschlag eingehen zu wollen. Abgelmalige Stille, ein Jeder suchte etwas von den Tintenfischen zu erfassen; plötzlich wieder aus dem Hintergrunde die vor Ärger ganz weinerlich gewordene Stimme meines Onkels: „Die Herren da vorne stehen jetzt eine Viertelstunde am Glaste; es ist doch eine bodenlose Rücksichtslosigkeit.“ Alle Köpfe wandten sich um, mein Onkel begann die Aufmerksamkeit in höherem Maße zu erwecken als die Tintenfische — trotzdem rückten die Herren da vorne nicht von ihren Plätzen. Mein Onkel spuckte vor Ärger auf die Erde — und wir gingen weiter.

Einer der nächsten Behälter, bei dem wir stehen blieben, trug die Aufschrift „der Dornhai“. Ein Blick auf das Innere belehrte jedoch, daß gegenwärtig Aale, nicht Haie, die Zinsassen bildeten.

Breit trat mein Onkel vor den Behälter, und sagte mit einem Tone, als hoffte er, daß ihm Jemand widersprechen würde: „Das ist der Dornhai!“ Ich schwieg wohlweislich still; neben uns stand jedoch ein Herr mit goldener Brille auf der Nase und einer Dame am Arme. Auf die Bemerkung meines Onkels hin blickte die Dame ihren Begleiter fragend an, worauf dieser mit dem Tone wohlwollender Belehrung, und offenbar in der Meinung, einen guten Provinzbewohner vor sich zu haben, der nach Belehrung verlange, mit lauter Stimme zu seiner Begleiterin sagte: „Es sind See-Aale.“ Mein Onkel drehte sich zu mir, als habe ihn von jener Seite eine Wespe gestochen. Lauter und eindringlicher als vorher, und mit einer Stimme, die vor Ärger zitterte, schrie er mir zu, was ich noch gar nicht bestritten hatte: „Es sind Dornhaie.“ Der Andere sah meinen Onkel mit wohlwollenden Lächeln durch seine Brillengläser an — er kannte die Wirkung solchen Lächelns auf meinen Onkel nicht, der Unglückliche, — dann wandte er sich wieder zu der Dame an seiner Seite: „Die Dornhaie sind im vorigen Jahre eingegangen, man hat See-Aale eingesetzt.“ „Es wäre im höchsten Maße unrecht“, donnerte mein Onkel mir zu, der mich in derselben Art belehren zu wollen schien, wie sein Gegner seine Dame, „und würde schon an absichtliche Täuschung streifen, wenn man an einen Behälter, in dem See-Aale sind, Dornhaie schreiben wollte. Solange man mir nicht beweist, daß die Direktion von Betrügnern geleitet wird, glaube ich ein Recht zu haben, anzunehmen, daß in diesem Behälter Dornhaie sind.“

Ich fürchtete das Schlimmste, denn ich sah den Augenblick kommen, wo mein Onkel aus seiner diplomatischen Reserve heraustreten und, statt seine Liebesswürdigkeiten auf mich abzulagern, dem Gegner direkt zu Leibe gehen würde. Mit einer plötzlichen Eingebung stürzte ich daher auf einen anstoßenden Behälter zu, und heuchelte eine enthusiastische Bewunderung für einige Seerosen, welche darin enthalten waren. „Das mußt Du sehen, lieber Onkel“, rief ich, „komm rasch, das mußt Du sehen.“ Er ging in die Falle und die Dame, welche bereits ängstlich den Arm ihres Begleiters ergriffen hatte, war von dem wilden Manne befreit. In einzelnen zürnenden Ausdrücken, von denen ich einige wie „dünnhafter Berliner Weisheitspäpster, arroganter Schulmeister“ verstand, verdampfte der Zorn meines vielgeplagten Onkels.

Das Aquarium war absolviert, und wir schlenderten die



Sünden hinunter. Beim Anblick des wohlbesetzten Schaufenslers von Miller's Restauration erwachten im Innern meines Onkels menschliche Regungen, und wir schwankten ein, um, wie er sich ausdrückte, zu probieren, ob man in Berlin Hummer Salat zu machen wisse.

Die vorzüglich bereiteete Speise wirkte so besänftigend auf ihn, daß er den Vorschlag machte, den Abend ins Residenztheater zu gehen, damit er später, wie er mit bössartigem Lächeln bemerkte, seinen Landpastor durch die Erzählung französischer Schweinigeleien ärgern könne. Zur Erreichung dieses menschenfreundlichen Zweckes setzten wir uns in eine Droschke und fuhren dem genannten Theater zu.

(Fortsetzung folgt.)

## Reise-Gindrücke.

Für die „Kaut. Post“ geschrieben von H. W.

(3. Fortsetzung.)

Daß beim Besuche eines Orientalen in seiner Behausung, d. h. im demjenigen Teil, der für Fremde zugänglich ist (wozu natürlich der Harem nicht gehört), eine Unmenge von Anstandsregeln zu beachten ist, dürfte wohl allgemein bekannt sein. So sollen es auch die Haremsdamen bei ihren gegenseitigen Besuchen halten. Hierbei spielt der Gruß des Türken, indem er die rechte Hand von unten herauf (d. h. als wenn er die Erde betasteten wollte) nach dem Herzen und nach der Stirn führt und wieder zum Herzen, eine Hauptrolle, indem fast während der ganzen Unterhaltung dieser Gruß wiederholt wird, sobald Fragen des persönlichen Wohlbefindens in Betracht kommen. Je höher die gesellschaftliche Stellung der Persönlichkeit, mit der gesprochen wird, desto tiefer fährt die Hand nach der Erde, wobei anfangs beim Eintreten und vor der Unterhaltung die Augen niedergeschlagen werden sollen, zum Zeichen der Untertänigkeit oder Hochachtung. Dieses Augenniederschlagen soll auch beim Stocken der Unterhaltung, bzw. vor dem Abschied, geübt werden, und man kann sich denken, wie koquet von den Damen dieses Augenauf- und Niederschlagen ausgeführt wird. Unter der schwarzen Vermummung, die die Haremsdame beim Ausgehen trägt, sollen sich die reichsten europäischen Toiletten vorfinden und eine Unmasse von Schmuck, bei dem Brillanten die Hauptrolle spielen. Nirgends soll so grenzenlose Puffsucht und Prunksucht herrschen, wie in den Harems. Europäern soll auch der Zutritt zur Behausung des Hausherrn, die er allein bewohnt, nur ungern gestattet werden. In der Regel soll der unerfahrene Europäer in den meisten Fällen sich etliche grobe Verflüche gegen den guten Ton zu Schulden kommen lassen. Als allgemeine Regel soll gelten, daß eine Tasse Kaffee, dem Gaste angeboten, eine Aufmerksamkeit gegen diesen bedeutet. Die zweite Tasse bedeutet die größte Liebenswürdigkeit und daß der Gast dem Hause große Ehre durch seinen Besuch erwiesen. Bleibt er jedoch zu lange, d. h. wird er lässig, so wird ihm die dritte Tasse angeboten, die also so viel bedeutet als, daß der Gast seiner Wege gehen könne. Der eingeweihte Europäer läßt es natürlich nie bis zur dritten Tasse kommen, während der Neuling auch die dritte annimmt und sich so einem geringschätzenden Achselzucken aussetzt, indem er nichts ahnend auch die dritte Tasse schlürft und damit einen großen Verstoß begeht. Beim Herumreichen der vielen in Zucker eingekochten Früchte soll unbedingt von jedem Gast und speziell vom Europäer, der sich da-

ven nimmt, ein frischer Löffel benützt und beiseite gelassen werden; sollte es speziell dem Europäer, bzw. Christen, einfallen, daß er den Löffel, mit dem er genommen, in die Schüssel zurücklegt, so soll er sicher sein können, daß die ganze Schüssel hinausgetragen und als verunreinigt weggeworfen wird.

Um einen Begriff von der türkischen Küche zu bekommen, ließen wir uns von unserem Dragoman mehrmals in verschiedene bessere, elegante türkische Gastlöcher führen. Große Ansprüche auf die Ausstattung der Räume darf man dabei allerdings nicht machen, aber die Reinlichkeit darin läßt absolut nichts zu wünschen übrig. Hammel, bzw. Schafffleisch, in allen Variationen zubereitet, und recht fett, bildet immer den Hauptbestandteil einer Mahlzeit, auch Geflügel und Fisch fehlen nicht. Reis (als Pilaw) ist immer dabei, nur wird dieser auf sehr verschiedene Art zubereitet und heißt dann entweder „Zerdeh“ oder persischer Pilaw etc. etc. In großer Mannigfaltigkeit wird „Dolma“ zubereitet, indem Gurken, Kürbisse, Blätter von Kraut, Salat, Weinblätter zum Einwickeln der Füllung benützt werden. Alles schwimmt in Fett und ist, wie es scheint, darauf berechnet, mit viel Brot gegessen zu werden, wie es auch ausgeführt wird, indem mit einem Stück Brot der Bissen ohne Gabel in den Mund geführt wird. Große Meister sind die Türken, denen der Alkoholgenuß verboten ist, im Zubereiten alkoholfreier Getränke (Scherbet in den verschiedensten Sorten). Der Saft verschiedener Früchte, besonders Zitronen, wird mit Wasser vermischt und mit Zucker versüßt, massenhaft in den Straßen und Buden ausgebaut. Allerdings dürfte die eine Sorte, die entweder aus frischen Trauben oder Rosinen hergestellt wird, nicht ganz alkoholfrei sein, da sie oft mehrere Tage steht, ehe sie getrunken wird, und deshalb schon einen Anfang von Gärung aufweist; gerade dann schmeckt sie aber am besten.

Der große Mangel an Kleingeld, der in Konstantinopel herrscht, ist recht unangenehm und kommt dem Fremden recht teuer zu stehen. Wir waren jeden Augenblick gezwungen, unser Geld bei irgend einem der in den Straßen sitzenden Wechsel einzunewechseln. Man zahlt aber nicht nur beim Wechsel für das Wechseln, sondern auch in jedem Laden beim Einkauf. Gibt man ein Geldstück her, so wird zuerst für das Wechseln  $\frac{1}{2}$  — 1 Pfaster abgezogen (das der Ladeninhaber selbst besorgt) und dann erst der Preis für die Ware. Den Rest erhält man in möglichst großer Münze and ist beim nächsten Einkauf gezwungen, wieder für das Wechseln zu zahlen. Es dauerte längere Zeit, bis ich diese Prozedur begriff, da es wohl sonst nirgends üblich ist, für das Wechseln des Geldes beim Einkauf zu bezahlen. Außerdem kursiert eine Menge minderwertiger Münze (ausländischer) und trotz der Gewandtheit unseres Dragomans wurden uns doch mehrere solcher Münzen für voll ausgezahlt.

Um das Gewühl einer großen, recht buntgemischten Menschenmenge zu beobachten, ist außer den Bajaren die neue Brücke, die von Galata nach Stambul führt, der geeignetste Ort in Konstantinopel. Von morgens bis abends herrscht hier ein kolossaler Verkehr. Zeitweise, wenn die Dampfer vom Bosporus, den Prinzeninseln und Skutari anlegen, tritt eine Stockung ein, da die Brücke nicht gerade sehr breit ist. Alles von Hoch bis Niedrig passiert hier: Pascha's, Lastträger, reichbetroffene Kawaffen, Sänften mit dichtverschleierten Damen der höchsten Aristokratie, reiche Türkinnen zu Fuß in glänzendem schwarzem Überwurf und Schleier, Zigeuner, Soldaten, Offiziere, ärmere

Türkinnen, die in Ermangelung eines Schleiern einfach ein schwarzes Tuch vor das Gesicht gebunden haben, Wasserträger, elegant gekleidete Türken (wirklich europäisch gekleidet), alles wimmelt hier durcheinander. Sieht man aber über die Köpfe hin, so bewegen sich die roten Hesse, die selbst der europäisch gekleidete Türke trägt, gleich roten Laternen raiflos hin und her und geben dem Bilde noch größere Abwechslung.

Die Frau des Türken, obwohl streng von der Essentialität ausgeschlossen, scheint doch nicht so streng an ihren Mann gebunden zu sein, wie allgemein angenommen wird. Wie wir erzählt wurde, soll Scheidung und Wiederverheiratung, auch auf Wunsch der Frau, nur zu häufig praktiziert werden und würde noch viel häufiger sein, wenn der Türke nicht die Aussteuersumme der Frau bei der Scheidung zurückzahlen müßte.

Die Fenster der türkischen Wohnhäuser sind mit oft recht zierlich gearbeiteten dünnen Holzgittern versehen, die ein Hineinsehen zur Unmöglichkeit machen. Oft sehen diese weitvorstehenden Gitter wie Vogelbauer aus und unsere Phantasie zaubert uns in der anziehendsten Gestalt die dahinter hervorschauenden Haremsdamen vor. Als wir jedoch einmal in den windigen, schmalen Gassen Stambuls einige sehr hübsche Fenstergitter im zweiten und dritten Stock eines Hauses uns etwas länger ansahen, machte uns unser Dragoman darauf aufmerksam, daß man diese Häuser nicht lange ansehen dürfe, da es Wohnhäuser seien und wir Unannehmlichkeiten haben könnten. Wir zogen es natürlich darauf hin vor, weiter zu gehen; mit einem eifersüchtigen Türken soll nicht zu spaßen sein, und wir hatten keine Lust, mit einem krummen Türkenfädel Bekanntschaft zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

## Tißliser Blanderei.

Brr! ist das aber eine Hitze! Ja, wir haben schöne Hundstage. Wenn's so weiter geht, kann man wirklich auf den Hund kommen. Die Plastersteine glühen wie Platten, und die Sigbretter auf der Elektrischen sind so heiß, daß man halb geröstet wird.

Hahaha! Was war denn das? Das war Gelächter vom Hannes. Der lacht uns aus, denn er sitzt bis an den Hals im Schwarzen Meere und schmaucht dazu eine Zigarrette.

Ja, lieber Hannes, Sie haben gut lachen, da draußen am frischen Meeresstrande, in Ihrem kobuleter Seebade. Zwölf Stunden können Sie im Wasser sitzen und zwölf Stunden schlafen, und unser einer muß hier in der Redaktion hocken und für jeden neuen Sonntag die „Kauf. Post“ zusammenbrauen. Aber warten Sie nur! Wir wollen uns die Sache auch etwas leichter machen und halten jetzt Umschau nach einem Eiskeller, in den wir die Redaktion verlegen werden. Am liebsten wäre uns ein Eiskeller in einer Bierbrauerei. Da hätte man's ganz bequem mit der Stilling. Sie wissen ja, daß ich die Durchfällung meine, denn wir haben jetzt einen riesigen Durst, mit dem nicht zu spaßen ist. Aee, lieber Hannes, gegen einen so starken Keil wie der Hundstagedurst ist mit Tißliser Wasser nichts anzurichten. Das reicht jetzt kaum zum Waschen, und vom Bespritzen der Straßen ist gar keine Rede. Die sehen aus, als ob sie mit Asche bestreut wären, und die wenigen Männlein und Weiblein, die da herum schlendern, haben so langweilige und verdüsterte Gesichter, daß man bei ihrem Anblick an die Wüste Sahara denkt.

Bei solcher Hitze und solchem Durst vergeht ~~hoffentlich~~ zum Schreiben, aber diejenigen, die da draußen ~~hoffentlich~~ Lust sitzen, könnten uns doch in der Sauregutzzeit etwas beistehen und Berichte einsenden. In allen Kolonien haben wir Korrespondenten, aber sie lassen jetzt wenig von sich hören. Sie berichten nicht einmal über die Ernteaufsichten, und die Ernte ist doch das wichtigste für viele unserer Leser. Auch aus Elisabeththal haben wir schon lange keinen Bericht erhalten und wissen nur vom Butterkaffee, daß sich dort viele Sommerfrischler aus Tißlis aufhalten.

Also Ihr Herren Korrespondenten, greifet zur Feder und seht uns bei in dieser schweren Sauregutzzeit!

## Vermischtes.

**Glühwürmchen.** Wir leben jetzt in der Jahreszeit, wo die Glühwürmchen ihre höchste Pracht entfalten, und man kann sie an günstigen Stellen wohl zu Hunderten im Graze oder sogar auch an den Außenwänden von Gebäuden sitzen sehen und sich an diesem prächtigen Schauspiel erfreuen. Der Techniker sieht mit Reiz auf diese kleinen Tiere, denn ihnen ist von Natur gegeben, was dem menschlichen Erfindungsgeist in langer Arbeit und sogar mit Hilfe der modernen technischen Hilfsmittel nicht gelingen ist, nämlich die Erzeugung eines Ideallichts, das nur leuchtet und nicht wärmt, so daß keine Kraft verschwendet wird. Die Leuchtkäfer gehören zu drei verschiedenen Gruppen. Am bekanntesten ist unter ihnen die der Lampyriden, zu der große und kleine Johannishwürmchen (Lampyrus) gehört. Diese Familie hat gleichzeitig auch die zahlreichsten Gattungen, die mit Leuchtvermögen begabt sind und wohl über ein Duzend zählen. Seltener ist die Eigenschaft bei einer anderen Familie der Weichkäfer, den Telephoriden, und bei der Gruppe der Schmiede, die wegen ihrer Geschicklichkeit, sich aus der Rückenlage emporzuschleppen und so wieder auf die Beine zu kommen, eine große Beliebtheit erlangt haben und aus diesem Grunde auch als Schnellkäfer bezeichnet werden. Die Naturforschung hat gezeigt, daß die Leuchtorgane bei diesen verschiedenen Käfern nicht immer dieselbe Ausgestaltung besitzen; bei den Schnellkäfern, zu denen einer der berühmtesten Leuchtkäfer der Erde, der namentlich schon von Humboldt beobachtete Coenyo, mit wissenschaftlichem Namen *Pyrophorus noctilucus*, in Südamerika gehört, liegt der Leuchtapparat auf der Oberseite der Brustriinge und besteht gleichsam aus drei Herden, von denen zwei rundlich ovale, seitliche, nach dem Tode des Tieres als zwei gelbliche Flecken erscheinen, während der dritte in der Mitte erglänzt. Bei den Lampyriden und Telephoriden, als unsern Glühwürmchen und Weichkäfern, ist das phosphoreszierende Organ dagegen an der Unterseite des Unterleibs gelegen und erstreckt sich dort in der Gestalt von Punkten oder Querbändern über die zwei oder drei vorletzten Abschnitte. Man weiß jetzt, daß beim Glühwürmchen die Drüsen, aus denen der Leuchtstoff abgesondert wird, aus zwei verschiedenen Zellschichten bestehen, die ihre besonderen Aufgaben haben. Trotzdem aber auch die Chemie herangezogen worden ist und auch einige Aufklärung über die Beschaffenheit der von diesen Drüsen gelieferten Ausscheidungen herbeigeführt hat, ist man doch noch weit davon entfernt, sagen zu wollen, daß sich das Rätsel dieses funderbaren Naturlichts dem menschlichen Scharfsinn völlig enthüllt habe. Die Beobachtungen haben auch gezeigt, daß die Leuchtkraft in gewissem Grade unter der Will-



15  
 24735921  
 2120090935

für der Käfer steht, die sie verstärken, abschwächen, oder sogar nach Belieben ganz unterdrücken können. Gibt das Insekt sich kräftigen Anstrengungen hin, so wird das Licht gewöhnlich glänzender. Geschieht dies Leuchten auch ohne Wärmeentwicklung, so ist doch für sein Zustandekommen eine gewisse Wärme nötig. Eine Temperatur bis zu 50 Grad Celsius scheint dem Käfer für seine Lichtentwicklung am zuträglichsten zu sein, während diese bei starker Abkühlung immer weiter abnimmt und bei 12 Grad ganz aufhört. Besonders merkwürdig ist der Nachweis, daß man nach dem Tode des Käfers die Leuchtorgane nochmals ins Glühen versetzen kann, wenn das tote Insekt in eine Mischung von warmem Wasser, Öl und Alkohol gebracht wird. Die eigentliche Entstehung des Leuchtens soll nach den neuesten Forschungen von Dubois zwei besonderen chemischen Stoffen zugeschrieben sein, die als Luciferin und Luciferase bezeichnet worden sind.

(„Mig. Mundschau“).

**Hexenberglaube.** Ein Arzt schreibt dem „Korrespondenzblatt für Schweizer Ärzte“ aus Schaffhausen: „Frau A. S. wurde in einem hochgradigen Angstzustande eingeliefert. Unter anderem äußerte sie auch: „Mein Mann sagt, ich sei verhext, aber das kann ja gar nicht sein“. Ich hielt dies anfangs für eine Wahnidee und schenkte ihr keine weitere Aufmerksamkeit. Später kam aber der Mann der Kranken zu mir und nutzte mir zu, sofort an den Scharfrichter von Rheinfelden zu schreiben, damit er uns von seiner unfehlbaren Hexensalbe schicke. Er war völlig davon überzeugt, daß seine Frau von ihrer Pflegerin und Hausgenossin K. verhext worden sei. Schon zwei Partien seien aus dem Hause der K. ausgezogen, weil Frau K. ein kleines Kind und eine Frau verhext habe. Das kleine Kind habe wochenlang jede Nacht von 12—4 Uhr jämmerlich geschrien, und kein Arzt habe dafür einen Grund angeben können. Durch die Rheinfelder Hexensalbe sei es aber sofort von seinem Leiden befreit worden. Die junge Frau sei jetzt noch verhext. Ihr Mann habe sich noch nicht entschließen können, die Hilfe des Scharfrichters in Anspruch zu nehmen. Der Zustand unserer Kranken verschlimmerte sich allmählich, es traten deutliche Zeichen von Verblöding ein und sie wurde deshalb in die Pflegeanstalt ihres Heimatkantons übergeführt. Aber der Mann der Kranken steckte der Oberwärtlerin noch zwei geheimnisvolle Gegenstände zu, die er beim Scharfrichter von Rheinfelden eingetauscht habe und die bei sorgfältiger Anwendung unfehlbar wirken sollten: 1. ein zusammengefaltetes Stück Briespapier, enthaltend zirka 1 Gramm grobkörniges, schwarzes Pulver, auf einmal in Milch zu verabsolgen; 2. einen kleinen Lederschuhfingerring, oben angenäht, mit einer gewöhnlichen, roten, recht schmutzigen Schnur versehen, auf der bloßen Brust zu tragen! In dem Fingerring steckte ein eng zusammengefaltetes Papierchen, das kreuzweise mit einem weißen Baumwollfaden umwickelt, eine kleine Quantität eines gemischten Kräuterpulvers enthielt und auf der inneren Seite mit Tinte folgendermaßen beschrieben war: „Gabe. Im Namen Jesu befehle ich Dir, leidiger Teufel Malanz, Herr Zauber Geister Gespenster Krankheiten, sei so was Du willst, so weiche von mir ab und meinem Hausgehind und Vieh im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit Gott Vater Sohn und heiliger Geist. Amen. Cileima † Ababaer † Kaneiber †“. Für dieses Mittel habe der Mann 15 Franken bezahlt! — Herr und Frau S. sind reformirt; letztere ist aus dem Klettgau gebürtig, der Mann aus der Nähe von Winterthur. („Schw. Z. Wtsztg.“)

### Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

**Aufgeboren** zum 2. u. 3. Mal: Der Student Dmitri Reinhard mit Quänie Eleonore Schneider, beide in St. Petersburg; zum 2. Mal: Der Schlosser Hermann Schmid aus Elisabeththal mit Wilhelmine Köster aus Marienfeld; der Drechsler August Karma mit Alma Bernig; der Soldat Heinrich Nausberg mit Maria Hartingen; zum 1. Mal: der Mechaniker Richard Eduard Barthls mit Barbara Strobel, beide in Batum wohnhaft.

**Verstorben:** 1) in Ischartach bei Katharinenfeld Gottlieb Rader, 47 Jahre; 2) Eduard Büdel, 9 Monate, und 3) Edwin Eitel Friedrich Lariche, 1 1/2 Jahre alt.

### Yustige Gede.

#### Der Kasper lenkt ei'.

„Kasper, was host aber wieder  
 du gmacht für en Ejselstreich!  
 s juckt me stark in alle Glieder;  
 haue möcht en lederweich“

— riest der Herr vom Bühnelade —

„mueßt an jedweds leg verstan!  
 host du fruchte Dinkel glade  
 und de raifche liege lau!“

„So ne Tropf ist nimme zünde,  
 noi! im deutsche Vaterland!  
 du bist zduum zum Besebinde,  
 Und en Ochs hot mai Verstand!“

Und der Kasper, der wurd wüetig,  
 lue, sei Gsicht ist zundekraet,  
 jo, loi Mensch ist hoiserblüetig,  
 jetzt gi acht: er schloit en taot!

D Reitsche schmeißt er wupps uf d Seite,  
 schreit: „Do schlag der Tuisel drei!“  
 — fragt sein Kopp, sein dicke, breite,  
 zieht sei Bipsfellappe rei. —

„Wann mei Sach soll gar ner gette,  
 und i soll en Dred verstan,  
 soll mi lassen Giel schelte,  
 wo — — — mueß i mers gfallt lau!“

Ed. Hiller.

Verantwortlicher Redakteur

und Herausgeber: Kurt von Stützenbach

Die im Jahre 1871 gegründete

## Karl Grözinger'sche

### Wagenbauerei & Equipagen-Zubehör-Handlung

liefert: Phaetons, Groß- und Lastwagen, Omnibusse, Zweirad- und Wasserkarren usw., auch Gummireifen, Patentachsen, Wagen- und Möbelfedern, Bandagen, Lackleder, ausländisches und russisches Fabrikat, Sattlerriemen, Beschläge, Wagenlaternen, überhaupt sämtliche einschlägige Bedarfsartikel.

## Die erste Russische Assecuranz - Compagnie.

gegründet im Jahre 1827,

übernimmt **Versicherungen** 

1. die basiert sind auf dem menschlichen Leben:
  - a) gegen Unfall,
  - b) auf den Todes- oder Erlebensfall, sowie verschiedener Kombinationen derselben,
  - c) von Renten und dergl.

2. Immobilien und Mo- **Feuersgefahr.**

Generalagenturen der Compagnie befinden sich:

in Tiflis, Ssergijewskaja I.

in Baku, Merkurjewskaja, Haas Tagijew;

Agenturen: in der Kolonie Seienendorf, (Gouvern. Elisabethpol),

Agent Herr N. Arid.

in Erivan, Agent Herr K. Bisharowski, Kasarowskaja,

Haas Mhaganow,

in Staditschka, Frau C. Mhenowa im Hause d. Nowbant,

in Pathaerel, Herr Emanuel Wodschajew,

in Amawir, Herr L. Artemow,

in Aelaterinodar, Herr G. Tschistjakow.

10—10

## Wegen Geschäftsaufgabe

wohlfeiler Ausverkauf von Flügen, Eagen, Messerwaren, Weintrauben-Pressen und Mühlen.

3—1

Das Nähere im Kontor Georg Stuedel, Desimonow-Platz Nr. 12.

Eine in Tiflis guteingeführte Buchhandlung sucht einen tüchtigen, geschäftsgewandten

## VERTRETER.

Offerten mit genauer Angabe der Lebensstellung und Referenzen durch die Exped. erbeten. 00—3

## Verkauft

wird eine Wirtschaft in der neuen Kolonie bei Aktafa. Preis 1200 Rbl. Zahlungsfrist bis Ende Oktober. Hb. Wolkow, Ekaterinenfeld, Tifliserstr. 3—1

## Die Kaukasische Pharmazeutische Handelsgesellschaft

Tiflis, Hauptniederlage Jewangulowskaja Str.

Einzelveverkaufsgeäfte: 1. Am Erivanischen Platz, 2. Michaelstraße.

Zweiggeäfte in Baku und Batum,

empfehlen ihr reichhaltiges Lager von hauswirtschaftlichen Artikeln, allen möglichen Apothekern, chemischen Präparaten und Toiletteartikeln. 00—13

# GRAMMOPHON - ACTIEN - GESELLSCHAFT

TIFLIS, Golowin-Pr. Nr. 9.

Wir empfehlen

unsere weltbekannten Apparate im Preise von 20—150 Rbl., sowie unsere vorzüglichen Platten von Rbl. 1.10 an und teuer, in allen Sprachen.

Illustrierte Preisliste und Plattenkataloge versende auf Wunsch gratis.

## Hüten Sie sich vor Nachahmungen!

Nur nebenstehende Fabrikmarke (schreibender Amor) schützt vor Fälschung unserer Fabrikate.

Es steht jedem frei, in unserem Magazin sich von der Güte unserer Apparate und Platten durch Anhören zu überzeugen.



Grammophon-Aktien-Gesellschaft Tiflis.

15—15

Verwalter C. Roesener.

